NR. 5 1914

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

JANUAR

Jnhalt:

Aus Aufzeichnungen des Kardinals Rampolla / Franz Werfel, Neue Gedichte / Martin Buber, Ereignisse und Begegnungen / Friedrich Burschell, Renaissance, Barock und Rokoko / Max Brod, Lob des einfachen Lebens / Kasimir Edschmid, Bilder aus den Südvogesen / A. Suarès, Dostojewski und die Frauen / Ludwig Hatvany, Zwecke der Kunst / René Schickele, Zwischen den kleinen Seen / Gustav Meyrink, Der Golem

Leipzig / Verlag der weissen Bücher

DIE WEISSEN BLÄTTER

FÜNFTES HEFT ERSTER JAHRGANG JANUAR 1914

INHALT:

Seite

Aus Aufzeichnungen des Kardinals Rampolla 423

Franz Werfel: Neue Gedichte 433

Martin Buber: Ereignisse und Begegnungen 442

Friedrich Burschell: Renaissance, Barock u. Rokoko 447

Max Brod: Lob des einfachen Lebens 464

Kasimir Edschmid: Bilder aus den Südvogesen .. 468

A. Suarès: Dostojewski und die Frauen 476

Ludwig Hatvany: Zwecke der Kunst 485

René Schickele: Zwischen den kleinen Seen 489

Gustav Meyrink: Der Golem 498

Feststellungen .. .. ‹auf gelbem Papier› 89–96

Kritische Schriften über Drama und Theater / Frank Wedekind, Gesammelte Werke / Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters / Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit / Frühchristliche Apologeten / Karl Scheffler, Italien, Tagebuch einer Reise / Bücher-Eingänge

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.–, vierteljährlich M 5.–, halbjährlich M 10.–, jährlich M 18.– Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1913 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG
NR. 5 JANUAR 1914

AUS AUFZEICHNUNGEN DES KARDINALS RAMPOLLA

Im Sommer vorigen Jahres übergab mir der Kardinal eine Anzahl Schriftstücke seiner Hand »zur beliebigen Verwendung nach meinem Tode«. Ich glaube im Sinne des großen Mannes zu handeln, der mich durch mehr als zwanzig Jahre mit seiner Freundschaft auszeichnete, indem ich gerade das folgende Stück seiner Aufzeichnungen jetzt schon, so kurz nach seinem Hingange veröffentliche, da es mir geeignet scheint, viele schiefe Urteile über ihn ins Rechte zu stellen. I. M. Ord. Ben.

DAS obliviscere populum tuum et domum patris tui konnte ich nie recht über mein Herz bringen. Als Italiener liebe ich mein Land über die andern, und ich kenne seine Geschichte. Wir haben von Österreich immer nur Schlimmes erfahren, so oft es ihm passend dünkte, sich um unsere Angelegenheiten zu kümmern. Wenn uns aber auch alle Rachegedanken fern liegen, so wird man doch Sympathien für die Monarchie in Italien vergeblich suchen. Führte Staatsraison zu einem Bündnisvertrag wie dem Dreibund, so konnte Oportunität dessen Anlaß sein, aber Oportunität ist immer eine Politik der Verlegenheit und der fehlenden großen Ziele. Auf ein Stabiles wie es das natürliche Volksempfinden ist, wird sich ein italienisch-österreichisches Bündnis nie stützen können. Die Österreicher wirtschafteten mit Beamten und Soldaten in unserem Lande wie rechte Barbaren, und solche Brutalität des Subalternen ist es, was der italienische Charakter am allerschlechtesten verträgt. Wir empfinden ein Bündnis mit Österreich so unnatürlich, wie die Franzosen das ihre mit Rußland als wider ihre Natur empfinden. Alles

legt uns näher, in ein gutes Einvernehmen mit Frankreich und Spanien zu kommen, und ein solches Einvernehmen und vielleicht mehr als das herzustellen, war unsere leider vergebliche Mühe. Das Veto Österreichs gegen meine Wahl, von Preußen unterstützt, erschütterte das Kollegium, und daß es nachgab bewies mir, daß wir in unserer ebenso eigensinnigen wie gefährlichen Politik um die weltliche Macht, um diese Fiktion des Kirchenstaates, auch schon in unserer geistigen Gewalt in Abhängigkeit gekommen sind von Mächten, die zu beherrschen wir so lange vorgaben, bis wir von ihnen beherrscht wurden. In der Politik wirtschaften heute die scheinbaren Realitäten schneller ab als ehemals. Wir haben uns in Rom ohne bezügliche Kompetenz so lange um die staatlichen Aufgaben der Völker gekümmert, bis wir in den Staat einbezogen wurden als Staatskirche ‹welcher Widersinn in dem Doppelworte!›, wir sind im Staate ein Funktionär geworden, nicht viel mehr als die Sicherheitspolizei oder eine sonstige Beamtung. Bismarck hat uns damals noch überschätzt, als er zu Crispi im Karlsbad das vom Kriegschiff in Civitavecchia sagte. Unsere politische Macht, die wir, d. i. die Kurie zu haben glauben, ist nicht viel mehr als ein Intriguieren in Kleinigkeiten, bei wichtigen Anlässen sind wir höchstens ein Dekorationsstück — unseres Kostümes wegen und der Ehrwürdigkeit unseres Alters. Seit Pius IX. Tode ist es die einzige Aufgabe der kurialen Politik, das Gesicht zu retten. Denn wir haben seitdem, wenn es auch manchmal anders aussah, nur Niederlagen erlitten. Wir sind aber immerhin schon so sehr Bedürfniseinrichtung der Staatsregierungen geworden und besonders jener, die noch feudalistisch durchwirkt sind, daß man uns, damit wir unser Gesicht bewahren und den Regierungsinteressen tauglich bleiben, von Zeit zu Zeit einige Scheingefechte gewinnen läßt. Wir stützen, was einmal durchaus nicht unseres Amtes war, die Throne, ja sogar die heretischen. Man braucht uns als einen Diener und so läßt man uns die Geste.

Jenes Veto, das meinen verehrten und lieben Freund Sarto auf den apostolischen Stuhl brachte, hatte aber noch andere Träger hinter sich als die Preußens wegen um den Bestand des Dreibundes besorgte österreichische Regierung, die ja wohl, wie die Dinge liegen, auch mit dem Papste Rampolla fertig geworden wäre wie mit dem

Kardinal, hätte der Kardinal als Papst nichts als den platonischen Wunsch einer Annäherung an Frankreich gehabt. Ich wollte aber ein Mittel anwenden — meine römischen guten Freunde wußten darum und also auch Österreich — das effektiver gewirkt hätte in der Richtung der Verwirklichung meiner Absichten mit Frankreich, die von einem weiteren Plane eingeschlossen waren. Ich hätte als kirchlicher Souverän mit dem Königreich Italien Frieden gemacht auf der Basis des freiwilligen Verzichtes auf die ehemals der römischen Kirche gehörigen Staaten und Städte. Auch Avignon hätte ich an Frankreich offiziell herausgegeben. Ich weiß, ich hätte damit der Kurie das einzige Instrument ihrer Politik genommen, aber ich hätte ihre Politik damit ehrlich gemacht und sie von der Doppelzüngigkeit befreit. Die der Kirche unwürdige und ihr Ansehen schädigende Komödie des römischen Gefangenen hätte ein Ende gehabt und wir wären damit wieder auf den Weg gekommen, der uns zum geistigen Imperium geführt hätte, das allein uns von Gott dem Allmächtigen gegeben ist; denn unser irdischer Besitz ist ein Geschenk des Bösen.

Ich weiß, man nannte mich ehrgeizig und einen schlauen Fuchs; man vermeint mich grollend und verbittert seit jenem Veto. Es war mein Irrtum, daß ich mich von Gott zu dem Werke bestimmt glaubte. Er hat mich wohl zu schwach dafür befunden und es einem andern nach mir zu tun aufgehoben, und ich füge mich seinem Ratschlusse. Ich habe was ich tat und dachte zu allen Zeiten meines Lebens so wenig als ein nur gerade durch mich Getanes und Gedachtes empfunden, fühlte mich immer so vollkommen als ein Werkzeug in der Hand meines Heilands, daß mir auch ein Abwehren oder Widerlegen welcher Meinungen über mich nicht zuzustehen schien. Ich kann es vor dem Allmächtigen bezeugen, der mich bald vor seinen Richterstuhl rufen wird, daß ich nie in meinen reiferen Jahren eine Beleidigung oder Kränkung erfahren habe, nicht aus Stolz, sondern aus der uns gebührenden Bescheidenheit in Gott. Ich lebte in einem Auftrag und in der Pflicht, ihn so gut ich konnte auszuführen. Ich wurde geheißen, und des Heißenden Stimme ging weiter in meine Stimme. Nichts als das. Ich sah nie mein Leben als mein eigenes an, sondern als ein mir mit allen seinen Inhalten von Gott gegebenes. Umstände des Tages zwingen uns manchmal ein Verhalten auf, das

als bewußt persönlich beeindruckt. Es ist aber eine Täuschung. Daß wir uns von Fall zu Fall frei zu entscheiden scheinen, läßt uns auf Gründe schließen oder Ursachen annehmen, die in einem Personbewußtsein und einem danach gerichteten freien Willen liegen. Aber kein »freier Wille« bestimmt im Geringsten was wir tun. Wir können nichts anderes als daß wir unsern »freien Willen« üben im Dienste und zum Ruhme dessen, dem wir diese Täuschung danken und der freier ist als wir. Ist aber einer freier als wir, wie es Gott ist, so sind wir nicht frei, denn es gibt hier keine Unterschiede des Grades. Gott allein ist als ein reiner Geist frei.

Ich muß mich schuldig bekennen, die intransigente Politik des Vatikans einmal mehr als gefördert zu haben. Es schien mir alles geheiligt unantastbar, worauf je die Hand der Kirche geruht, was je in der Kirche beschlossen war. Ich sprach wie alle andern von den »Räubern«, und in jenen meinen Plan schloß sich ein, daß das Königreich Italien unsere Rechte anerkenne und herausgebe was unser war. Woran sich im selben Akte die Schenkung unseres Besitzes an Italien geschlossen hätte. Ich bestand in den damals geführten Verhandlungen mit den italienischen Staatsmännern und dem französischen Gesandten auf dieser Form: erst zurückgeben und damit anerkennen, dann schenken. Ich weiß, daß manche meiner Freunde noch immer an dieser Bedingung festhalten: ich kann ihnen sagen, sie wird nie erfüllt werden. Wir haben den rechten Augenblick versäumt, heute ist es zu spät dafür. Und ginge man je darauf ein, so würde man es mit Opfern, die von uns verlangt würden, zu kompensieren suchen, die vielleicht weit verderblicher in ihren Folgen wären als der Entschluß: zu verzichten ohne vorhergehende Rückgabe. Wir sollten vor dem Handelsgeschäft, das heutige Politik ist, immer auf der Hut sein. Wo die andern mit der bei ihnen kurrenten Münze zahlen, die ohne Kurs ist bei uns, zahlen wir mit dem Blute, das unser Herr für uns vergossen hat. Wir würden uns bei jedem politischen Geschäfte zu denen setzen, die unter dem Kreuze um das Kleid unseres Heilands würfeln.

Wir wissen es, daß man uns keinen schlimmeren Streich spielen könnte, als die Herstellung des Kirchenstaates, der weltlichen Macht. Wir würden alle Macht in den weltlichen Dingen und über sie ganz

verlieren, wären wir selber in sie so materiell einbezogen. Wir wissen aber auch in Rom, daß man nicht daran denkt, und nie daran denken wird. Leicht spielen wir also die Intransigenten, weil wir mehr als hoffen, weil wir wissen, daß man uns nicht erhört und beim Worte nimmt. Ist es also würdig, den gefangenen König zu spielen? Ich stehe am Ende meines Lebens, die Menschen sind alle bald weit hinter mir und vor mir wächst Gott in seiner unendlichen Höhe auf. Ich spreche nichts Leichtfertiges, aber es steht mir altem Manne vor dem Hingange zu, von menschlicher Verstrickung frei zu sagen, was in meinem tiefsten Glauben gewurzelt ist . . .

Das Io sono la tradizione Pius IX. macht historische Erwägungen überflüssig, mehr noch tut dies als dieses Wort ‹das den der es aussprach den Sonnenpapst nennen ließe, wäre er nicht eine dämonische Macht gewesen› ein einsichtiger Satz Newmans, der lautet: »Wer da sagt, die Kirche vermöge nur unter gewissen Voraussetzungen zu leben, der unterwirft sie irdischen Bedingungen. Die Kirche ist nicht das Geschöpf von Ort und Zeit, von weltlicher Politik und populären Launen. Unser Herr und Heiland erhält sie durch weltliche Mittel, aber diese Mittel sind nur so lange nötig als Er sie verleiht. Zieht Er sie zurück, so sind sie es nicht mehr. Die weltliche Macht ist während eines sehr langen Zeitraumes der Schutz der Unabhängigkeit der Kirche gewesen, aber ebenso wie die Bischöfe die ihre seit langer Zeit verloren haben, und deshalb nicht weniger Bischöfe sind, ebenso würde das von ihrem Oberhaupte gelten, sollte er die seinige verlieren.« Und in diesem Briefe an den Lord Acton: »Keine kirchliche Lehre kann streng genommen durch historische Evidenz bewiesen, andrerseits aber auch nicht einfach durch sie widerlegt werden.«

Der Kirchenstaat und sein Herrscher waren legitim in einer Zeit, wo alle Macht feudale Form annahm, wenn sie überhaupt Macht sein wollte. Die staatlichen Formen änderten sich, zerfielen, bildeten sich neu, nach sozialen, nach nationalen Gesichtspunkten, was auch den Begriff der Souveränität änderte. Der Kirchenstaat war feudal oder er war nicht. Und als er nicht mehr war ‹weil er sich aus seiner Natur nicht ändern konnte›, da machte er in der Fiktion seiner noch immer währenden staatlichen Macht einige Millionen Bürger zu

Bürgern zweiter Klasse, ließ er die alte diminutio capitis des römischen Rechtes wieder seltsam aufleben. Generationen wurden vor die Alternative gestellt, entweder ihr Vaterland zu vergessen oder aus der Kirche ausgeschlossen zu werden. Das ging so lange, bis man merkte, daß das Beichtkind den Pfarrer wohl in allen religiösen Dingen achtete, ihm aber in politischen die Türe wies. So erlebten wir es bei den lebhaften und politisch feinfühligen Franzosen und Italienern, nur bei den Deutschen, die einen politischen Verstand noch nicht haben und in Österreich, das nur einen subalternen Beamtenverstand hat, erlebten wir das weniger oder gar nicht. Hier machten sogenannte klerikale Parteien ihre kleinen Geschäfte mit unserem großen Irrtum. Die Kurie versuchte es, auf dem politisch falschen Weg, den sie ging, mit subtilen Unterscheidungen. Aber das non expedit hatte endgültig verloren. Es ist nicht zu ermessen, wie groß der Verlust ist, den die Kirche in der antiklerikalen Bewegung, die 1870 einsetzte, erlitten hat und noch heute erleidet. Im übertragenen Sinn wird das Kind viel öfter mit dem Bade ausgeschüttet als es im wörtlichen Sinn passieren mag. Die klerikalen Parteien verloren eine Schlacht nach der andern, nicht in einem Religionskriege, wie gesagt wurde, sondern in einem politischen Streit. Und fiele es heute in einer spaßhaften Laune dem König Victor Emmanuel III. ein, Pius X. die Schlüssel Roms auszuliefern. so fände sich der Papst andern Tages in der Lage, sich mit Kanonen gegen die römische Revolution zu verteidigen. Die Laune des Königs ist nicht zu befürchten, denn man will dort nicht den Untergang der Kirche, die man braucht, denn die Kurie findet sich praktisch mit dem Zustande der Dinge ab, den sie theoretisch verdammt. In wachsender Entfernung von Rom gewinnt nur diese akademische Haltung eine fatale Bedeutung, die sie bei uns im eigenen Lande gar nicht hat. Die »Gefangenschaft« des Papstes hält die nicht-italienischen Katholiken in einer Nervosität, der je nach Bedarf geschickt nachgeholfen wird von den sogenannten katholischen Politikern jener Länder, die mit diesem Specke ihre Mäuse fangen. Und Rom macht keinen Einspruch, denn es braucht wie alle heutigen Regierungen, große und kleine, vor allem eines: das Prestige.

Es liegt im tiefsten Wesen der päpstlichen Politik seit 1870, daß

ihre Äußerungen nicht bedeutender sind, es liegt an ihrer Zwiespältigkeit, daß sie nichts ist als Intrigue oder Schein. Die päpstliche Politik kann weder national, noch sozial noch sonstwie menschlich interessiert, also Politik im heutigen Sinne sein, was sie treibt und tut, sind Kartenkunststücke der Geschicklichkeit, mit denen die römischen Bureaus eine ernste Zeit verspielen. Ich nenne die römische Politik nicht schlecht, weil ich eine bessere weiß. Sie kann, wenn überhaupt sein, so nicht anders sein als sie ist: der Begriff der Politik definiert sich für Rom überhaupt als ein schlechtes, denn die Kurie hat nichts zu bieten und nichts zu nehmen, sie ist keine Wägerin streitender Interessen, also kein politischer Faktor, so lange sie sich selbst in den Interessenstreit materiellen Besitzes stellt. Sie kann, mit ihrem Anspruch auf die weltliche Macht, selbst zu den sublimsten Steigerungen menschlicher Interessen wie Vaterlandsliebe, nationaler Stolz, keinerlei Verhalten haben, weder ein förderndes noch ein wehrendes. Aber Rom tut so, als ob es hier vermöchte, um ein Prestige zu wahren, und die wirklichen politischen Mächte tun der Kurie den Gefallen, leisten ihr den kleinen Gegendienst, ihr diesen Wahn immer dann zu lassen, wenn sie irgend einen Vorteil dabei finden. Man gönnt ihr vor dem zuschauenden Publikum einen Schritt vorwärts, um sie dafür heimlich drei Schritte zurück zu drängen, wenn es ernst wird. Seit vierzig Jahren benutzt die Kurie das gleiche Spiel Karten, dessen Trümpfe sie alle gezeichnet hat, die Mächte — wir wollen von ihrem Kartenspiel untereinander nichts sagen — tun so als merkten sie den kleinen Betrug nicht und lassen sie die kleinen Einsätze gewinnen, um die allein es Rom zu spielen gestattet wird.

Wenn wir uns einiger Taten solcher römischer »Politik« erinnern, so soll niemanden wundern, daß sie von nicht größerer Importanz sind, ja daß sie kleinlich sind und sein müssen, weil kein Ziel da ist. Jede Äußerung der Kurie zu den politischen Angelegenheiten wird so lange der effektiven Bedeutung entbehren als man vor aller Welt etwas zu wollen behauptet, dessen Erfüllung man heimlich fürchtet und dessen Nichterfüllung man sicher ist. In den römischen Seminaren wird immer noch als ein Rechtssatz gelehrt, was Suarez aufgestellt hat und was, um in der Geschichte nicht so weit zurück-

zugehen, Antonelli 1870 im Namen Pius IX. an die französische Regierung schrieb: »Die Kirche hat die Macht, zu richten über die Moralität und die Gerechtigkeit aller Handlungen, innerer wie äußerer, in ihrer Beziehung zu den natürlichen und göttlichen Gesetzen. Da aber jede Handlung, ob sie nun im Auftrag einer höchsten Gewalt oder aus freien Stücken getan wird, von diesem Charakter der Moralität und Gerechtigkeit nicht ausgenommen werden kann, so ergibt sich, daß der Rechtsspruch der Kirche sich auf alle Dinge ausdehnt, denen diese Moralität sich verbindet.« Das Recht kam ihm zu, aber Pius X. hat 1904 und 1905 Loubet nicht abgesetzt. Was aber bedeutet eine politische Macht, die sich selbst immer dann ins Bedeutungslose begibt, wenn ihr das Handeln obliegt? Die Rechte Roms über die weltlichen Herren der Erde sind für diese ungefährlich geworden, nicht weniger ungefährlich, wollen wir hoffen, als es die Rechte Roms für den Bestand des himmlischen Reiches sind nach dem Hirtenbrief des Kardinal-Erzbischofes von Salzburg ⟨2. 2. 1901⟩ in dem es heißt: »Der Himmel gestattet, daß die Erde ihm ihre Befehle gibt, der Diener ist in den Richter verwandelt und der Herr im Himmel billigt den Urteilsspruch, den jener über die Erde getan.« — Wir erinnern uns des Tages, da der Heilige Stuhl gegen die »Beleidigung« protestierte, die ihm Loubet damit antat, daß er den König von Italien in Rom besuchte. Ein paar Tage darauf wurde Kardinal Svampa nach Bologna, einer wie Rom ehmals päpstlichen Stadt, geschickt, um demselben König die Grüße des Papstes zu überbringen. Warum ist es bloß den kirchlichen Fürsten erlaubt, den italienischen König zu begrüßen und den weltlichen Fürsten nicht? Warum schreckt man damit z. B. den Kaiser von Österreich, der nicht nach dem königlichen Italien kommen darf, was vielleicht für unsere Stammesgenossen in der Monarchie von Nutzen sein könnte? Svampa saß bei der Galatafel zur Rechten des Königs und war ganz Untertan, wie er an den Grafen Ferrari, den Präfekten von Bologna, schrieb. Wir wissen, daß man auf Bologna so wenig verzichtet hat wie auf Avignon: das steht in der offiziellen Eidesformel, mit welcher sich die neuen Kardinäle verpflichten »bis auf den letzten Tropfen ihres Blutes die Rechte der Kirche auf das zeitliche Patrimonium des Heiligen Stuhles zu verteidigen.« Diesen

Eid hat Svampa geschworen, und ich habe ihn geschworen. Möglich, daß Svampa die Rechte der Kirche bis auf den letzten Tropfen Bordeaux in seinem Glase leben ließ, als er mit dem König von Italien anstieß. Keiner von uns hat es anders getan. Und Pius X. ließ einen Altar beseitigen, um Platz zu schaffen für das Grabmal des exkommunizierten Sohnes des »Diebes« Victor Emmanuel. Mgr Borgomanero weiht in Konstantinopel eine italienische Kirche in Gegenwart des italienischen Gesandten und sagt, er sei glücklich, als Priester wie als Italiener, die Zeremonie im Zeichen des Glaubens und des Patriotismus zu vollziehen durch die Vereinigung der beiden Mächte. Der Kardinal Lorenzetti zieht in Lucca ein und befiehlt der Militärmusik, die ihn empfängt, den Königsmarsch zu spielen. Der Kardinal Cavallieri begibt sich in Venedig in die neuen Procuratien, um den König zu begrüßen. Pius X. hebt die Verordnung von 1870 auf, nach der im Vatikan die italienische Fahne nicht gehißt werden darf — aber es sei genug dieser Dinge. Wir haben in unserem politischen System die Einheit unseres Handelns und unseres Redens verloren aus Eigensinn, einen Weg zu verfolgen, der uns in eine Sackgasse geführt hat, weitab von allem Leben. Derweil weiden unsre uns anvertraute Herde wer weiß wo. Die Kirche hat ihr Leben von der Christenheit, nicht aber ist es umgekehrt, denn bevor die Kirche war, war die Christenheit, und bevor Wort und Lehre war, war die Liebe. Die Kirche ist ein Lebendiges und nicht auf den Buchstaben begründet. Sie hat an eines Jeden Leben teil, weil Jeder Teil an ihr hat. Der ausgezeichnete Möhler sagte: »Die innere Lebenseinheit muß bewahrt werden, sonst wäre sie nicht immer die selbe christliche Kirche, aber das selbe Bewußtsein entwickelt, das selbe Leben entfaltet sich immer mehr, wird bestimmter, sich selbst immer klarer: die Kirche gelangt zum Mannesalter Christi«. Keiner, hat er nur die Liebe und damit auch die Wahrheit, stellt sich außerhalb die wahre, alleinige und allgemeine Kirche, der sich ihrem zeitlichen Verhalten weltlichen Dingen gegenüber mit einem Zweifel daran unterwirft, wie ich es tat, einem Zweifel, ob dieses Verhalten zum Heile der Christenheit ist. Wir unterwerfen uns, aber löschen damit den Zweifel nicht aus, der aus unserer Liebe sprang und den wir um unserer Liebe willen bekennen müssen. In Rom kennt

man meine Ansichten zur Frage der weltlichen Macht, ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, sollten auch die nicht-kirchlichen Christen und die Feinde der Christenheit davon erfahren, so halte ich dies für ein geringeres Übel als das durch Verschweigen. Ich werde was ich tat vor Gott verantworten können. Es wird meiner Sünden geringste sein.

NEUE GEDICHTE

Karl Kraus zugeeignet

HEKUBA

Manchmal geht sie durch die Nacht der Erde
Sie, das schwerste ärmste Herz der Erde
Wehet langsam unter Laub und Sternen,
Weht durch Weg und Tür und Atemwandern,
Alte Mutter, elendste der Mütter.

So viel Milch war einst in diesen Brüsten,
So viel Söhne gab es zu betreuen.
Weh dahin! — Nun weht sie nachts auf Erden,
Alte Mutter, Kern der Welt, erloschen,
Wie ein kalter Stern sich weiterwälzet.

Unter Stern und Laub weht sie auf Erden,
Nachts durch tausend ausgelöschte Zimmer,
Wo die Mütter schlafen, junge Weiber,
Weht vorüber an den Gitterbetten
Und dem hellen runden Schlaf der Kinder.

Manchmal hält am Haupt sie eines Bettes,
Und sie sieht sich um mit solchem Wehe,
Sie, ein dürftiger Wind von Schmerz gestaltet,
Daß der Schmerz in ihr Gestalt erst findet,
Und das Licht in toten Lampen weinet.

Und die Frauen steigen aus den Betten,
Wie sie fortweht — nackten schweren Schrittes.....
Sitzen lange an dem Schlaf der Kinder
Schauen langsam in die Zimmertrübe
Tränen habend unbegriffnen Wehes.

EINES ALTEN LEHRERS STIMME IM TRAUM

Durch einen Traum der Straße oder gar,
Durch eine Straße im Traum.....
Von fern kam deine Stimme wunderbar.
Ich hörte kaum, groß zogen durch den Raum
Die goldenen Begräbnisse, Turm und Baum
Traten im Himmel ein — und tiefer Schaum
Von Winter, Blum' und Damen regnete mich ein.
In einem Traum der Straße hörte ich dich sein
Im Straßentraum die Stimme aus begrabnem Jahr,
Die Stimme, die einmal in einer alten Wohnung war.

Ich hörte deine Stimm' und wie du heißt
Und dachte an des Vaters Gestalt,
Der mit dir sprach und dachte an der Ahnen Geist,
Die unter Sternen reisen, mild und kalt,
Und daß auch mich der Wind im Kreise reißt,
Im Traum der Straße, die mein Vater vor mir wallt.
Im Straßentraum dacht ich an einen Bart,
An eine Hand, vereist und brauner Art.
An ungeheure Worte dacht ich: war und alt.

Im Straßentraum, da Gold vorüberfuhr,
Und liebend ein Sonntagswind,
Von fern erfuhr ich deine Spur,
Und drehte mich nicht um, vom Träumen blind.
Ich weiß nicht, wo du wandelst, weiß und nicht geschwind,
Und ob du bist, oder im Traume nur.
Doch von den Kerzen lind, die in mir sind.
Hub eine in der Kirche an und ist entbrannt,
Und ein Gefühl verloren und noch unbenannt
Begann, o Straßentraum, im Wind unterm Azur.

DIE PROZESSION

Aus dem eisern aufgebauten Blauen,
Bricht ein Taumel ausgespannter Fahnen,
Winde schmachten und die Kerzen tauen
Doch die Fenster, die das Wunder ahnen,
Sind verhangen von Herzen und Tüchern.

Ja voran wird uns der Herr getragen,
Seine Wunden hat er längst verwunden
Und er lacht verrückt durch diese Stunden,
Bauern singen hoch — doch aufgeschlagen
Ungeheuern Blicks der Priester schreitet, in
den Händen die Monstranz.

Über Stiegen in die Kirche tauchen
Tausend Betende und knieen wild.
Kerzenwirrwarr bricht aus blauen Rauchen,
Und es klingelt unter einem Bild.
Da — Und Horn und Orgel brüllen unter Bögen.

Und es ist geschehn — Ein letztes Weinen
Wirft sich über abgemühte Brüste,
Und der Chor von seiner kleinen Küste
Schmeißt sich in des Himmels Diadem.
Die Tenöre rasen durch die Runde.
Weiß im Hängekleidchen knien die Kleinen.
Und es sinken aus dem Kindermunde
Süß Narzissen und Jerusalem.

DER HELD

Da kommt er mit ruhigen Augen.
Im Haar den Strohkranz der Vernichtung,
Und um den Mund gefaltet
Lächelnd den Unsinn des Endes.

Seht, wie er in der Feuersbrunst
Steht auf der Leiter und rettet!
Wie er aus dem schwarzen Wasser
Die süße Ertrunkene trägt!

Ewig fährt er ohne Schwere
Hoch durch den dichten Novemberabend,
Und seine zornigen Zähne blitzen
Wild die Verwesung an.

Und er stößt sich ab und ist leicht,
Und wärmt die vergehenden Herzen
An seinem Herzen und jubelt
Dem maßlosen Tod ins Gesicht.

Und ist so wie Gott, der Jüngling,
Der gewölbten Busens sich schleudert,
Von Trapez zu Trapez
Himmlisch durchs furchtbare Blau.

DER GUTE MENSCH

Sein ist die Kraft, das Regiment der Sterne,
Er hält die Welt, wie eine Nuß in Fäusten
Unsterblich schlingt sich Lachen um sein Antlitz,
Krieg ist sein Wesen und Triumph sein Schritt.

Und wo er ist und seine Hände breitet,
Und wo sein Ruf tyrannisch niederdonnert,
Zerbricht das Ungerechte aller Schöpfung,
Und alle Dinge werden Gott und eins.

Unüberwindlich sind der Guten Tränen,
Baustoff der Welt und Wasser der Gebilde.
Wo seine guten Tränen niedersinken
Verzehrt sich jede Form und kommt zu sich.

Gar keine Wut ist seiner zu vergleichen.
Er steht im Scheiterhaufen seines Lebens,
Und ihm zu Füßen ringelt sich verloren,
Der Teufel, ein zertretner Feuerwurm.

Und fährt er hin, dann bleiben ihm zur Seite,
Zwei Engel, die das Haupt in Sphären tauchen,
Und brüllen jubelnd unter Gold und Feuer
Und schlagen donnernd ihre Schilde an.

DAS JENSEITS

Wir kommen wieder, wir kehren heim
In dich, du gute Mutter unser.
Schon hängt uns, hängt uns, über die Stirn,
Mild über die Stirn des Todes Flieder.

Wo fahren die feurigen Wolken hin,
Wo tanzen die mutigen Flüsse her,
Was will der Meere Spiel,
Das Laub an der Wand des Himmels gerankt?

Nun kehren wir heim, nun kehren wir ein,
Mehr ist als Dasein — Gewesen sein,
Stark ist der Tod, doch siehe das stärkste,
Stärker als Tod ist Musik.

In unsere Mutter kehren wir ein . . .
Gott fährt über uns, der gute Mann,
Da heben wir an und heben uns auf
Arien selige schweben wir hin.

Und hängen im Herzen der Sterblichen,
Und locken die ewigen Tränen,
Träne, klarer Planet! Hier leben wir,
Leben in Gnade, sind nichts als Lied.

EIN ABENDGESANG

Nun uns zu Häupten die Fledermäuse und graue Adler streichen,
Und wir im Dunste einer vergehenden Wiese stehn,
Geschiehts, daß atemeins wir uns flüchtige Hände reichen,
Eh wir ins Gestrüpp und ins Licht des Schlafes eingehn.

Das ist die Stunde, wo alles erwacht und letztes Erstaunen,
In unsere wirr überwachsenen Herzen fällt,
Daß wir sind — und daß gute und böse Launen
Des Unverständlichen uns in die Welt gestellt!

Wer hat mich gewollt, daß ich Bosheit im Busen wälze,
Wer hat es gefügt, daß mich Güte süß überschwemmt,
Wer gab mir die Demut — und wer mir den Stolz und die Stelze,
Wer hat es vermocht, daß ich wandle mir selber so fremd?

Und wie uns zu Häupten verderbliche Vögel jagen,
Wir trüben uns alle und werden leichter und klein,
Und sinken wir hin, so regnen von ziehenden Tagen
Ferne Gefühle unseren Odem eins.

Da schwebt das Schiff im Schaume der Schrauben wieder
Eh unser Auge ins Leere hinüberreift.
Seligkeit naht — — wie wenn schon erlöschende Lider,
Süß die unmenschliche Lippe des Dichters streift.

TEMPEL-TRAUM

Wenn die Stunde saust,
Und die Frühe säumt,
Wacht der Schläfer schwer
Wie Ertrunkner auf.

Schlamm weilt auf der Stirn,
Und ins Haargewirr
Flechten Tang und Gras
Braunen Bettelkranz.

Und es ist ein Haus
Voll von Sang und Hall
Lampe lebt in Rauch
Über Treppen hin.

Eine Mutter geht . . .
Und er weiß nicht wo,
Duft und Stimme wir
In der Höhe süß.

Doch ein Priester ernst
Schreitet in die Fern'
Seinem Stabe nach,
Goldnen Vogelknauf.

Und Vestalin sitzt
Bei dem Flammentier,
Springt ein Wind herein,
Hütet sie den Schoß.

Wo der Tempelbau
Oben offen ist
Schwebt ein Adler groß
Unterm Morgenmeer.

Und die Schläferstirn
Löset ein Gesang,
Und das Herze wächst
Mit der Flut des Nils.

MITTERNACHTSSPRUCH

Fühle du zur Stunde dieser Nacht
Dich zur Achse aller Welt gemacht
Pocht nicht Hekuba in deinem Blut
Ist die Träne die dein Auge tut,
Nicht der Trank der Tränen, je geweint?
Fühl dein Herz als Mühle aller Zeit
Mühlrad schäumt im Strom mit Riesigkeit,
Strom, der strömt und doch zu strömen scheint!
Fremdes fühl, das ewig aus dir bricht,
Fernsten Sterns auf deinem Nachtgesicht.

Franz Werfel.

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN

1. AUS EINEM GESPRÄCH

...Du nimmst irgend etwas wahr, etwa diesen Käfer, der eben an deinem Fuß vorüberkriecht. Was tust du? Du siehst von ihm gerade so viel, als nötig ist, um ihn, wie man sagt, als das zu erkennen was er ist, das heißt um festzustellen, mit welchen andern dir »bekannten« Erscheinungen er mehrere deutliche Eigenschaften gemeinsam hat, und nun registrierst du ihn: »das ist ein Käfer«, oder, wenn du bewanderter bist, gibst du ihm den Sondernamen seiner Familie, und er ist für dich erledigt. Es kostet dich wenig Zeit und Mühe ihn zu erledigen, nicht wahr? Aber sieh, ich habe ihn aufgehoben, willst du ihn nicht auf deine Hand nehmen? Und nun schau ihn an, schau ihn wirklich an, nicht mit den Augen allein, sondern mit aller wahrnehmenden Kraft deiner Sinnlichkeit, deiner Einbildung, deiner Person: taugt dir da dein Wissen noch? Du empfindest, daß er sich bewegt, daß er lebt, daß er einen Willen, daß er eine Welt hat. Ja, das alles kannst du, wenn du dich damit bescheiden willst, registrieren und bist wieder einmal fertig. Aber bescheide dich nicht, halte stand: was taugt es dir, daß du »weißt«, was Bewegung, was Leben, was Wille, was Welt ist? Du gibst dir die Definitionen an: eine physikalische, eine biologische, eine psychologische, eine philosophische gar. Hast du mehr getan, als Worte durch Worte zu erklären, Geheimnis auf Geheimnis zu beziehen? Aber sage dem Wissen, sage der Sprache ab. Sei als wäre die Welt in dieser Stunde geboren und selber neu begegnetest du diesem Neuen da, neu er dir wie du ihm. Als wäret ihr so wie ihr seid ins Sein hineingeboren, beziehungslos, wortlos und wunderbar. Du weißt nichts von Bewegung, aber du siehst den Bewegten, du weißt nichts von Leben, aber du fühlst den Lebenden, du weißt nichts von

Willen, aber du neigst dich zum Wollenden, du weißt nichts von Welt, aber die junge Welt umfängt dich und ihn. Die Glocken der Sprache verklangen in der Ferne, die Laternen des Wissens sind längst erloschen: halte der Stille, halte dem neuen Tag stand. Das Koordinatensystem der Beziehungen ist hinweggetilgt: du kannst nicht mehr orientieren. Nimm das Wesen, das du zwischen den Fingern hältst, mit deinem schwingenden Sinn auf und an, gewahre es mit deiner Bewegung wie du es mit deinem Blick gewahrst, gewahre es in ihm wie du es außer ihm gewahrst, gewahre es als deine Form wie du es als deinen Inhalt gewahrst, gewahre seine Einzigkeit und seine Allheit: realisiere es ... Aber jetzt — diese Anstrengung, diese armselige, gewaltige, stemmend greifende Anstrengung, die er macht, um sich zu befreien: erkennst du sie, erkennst du sie wieder? Wie war es doch, an jenem Tage deiner Erschütterung, als du dich gefangen entdecktest und ausbrachest? Schaudert es dich nicht? Nimmt dich nicht Schrecken und die Entzückung hin? Laß ihn los, sieh ihm nach, erstaune über ihn: das ist Bewegung, das ist Leben, das ist Wille, das ist Welt.

2. DER ALTAR

Das ist der Altar des Geistes im Abendland, einst aufgerichtet durch den Meister Matthias Grünewald in einer elsässischen Klosterkirche und jetzt in einer andern elsässischen Klosterkirche zu schauen, aber allen Kirchen und aller Kirche übermächtig wie das Wort des Meisters Eckhart, der zwei Jahrhunderte vor ihm in den elsässischen Klöstern predigte. Diese beiden, Eckhart und Matthias, sind Brüder und ihre Lehren sind verschwistert. Aber Grünewald lehrt in der Sprache des Farbenwunders, die kein Deutscher vor und nach ihm geredet hat.

Das ist der Altar des Geistes im Abendland und Kolmar ist groß wie Benares. Aber nur der Pilger, der in dieser Sprache berufen wurde, findet wahrhaften Einlaß.

Wie alle großen alten Gebilde ist der Altar von unserer Zeit ‹in ihren ersten Tagen› auseinandergenommen worden. Als er noch ganz war, sah man ihn, da man zuerst vor ihn trat, geschlossen und auf den geschlossenen Flügeln die Kreuzigung.

Auf diesem Bilde ist ein Christus mit siechem Marterleib und aufgereckten Fingern der angenagelten Hände vor die Nacht der Welt gestellt und ihm zur Seite ein roter Täufer, der wie ein gigantischer Marktschreier auf ihn zeigt und seinen Spruch hersagt, und zur andern Seite ein Jünger, schwankend und verweht wie ein Irrwisch, und vor diesem zwei Frauen, die zwei Frauen der Erde, die zwei Seelen der Erde, die stehende Maria und die knieende Magdalena.

Mariens Augen sind zugetan, Magdalenens Augen sind geöffnet. Mariens fahle Hände sind starr ineinander gepreßt und ohne Einzelheit, Magdalenens blutdurchschimmerte Hände sind wild verschränkt, daß jeder Finger hervortritt wie ein junges Tier. Auf Marien entschwindet, was an Ärmeln, über der Brust, am Kleidsaum Farbe ist, vor dem ungeheuren, tödlichen Weiß des Mantels, der sie, eindeutig wie ein Leichentuch, umdeckt. An Magdalenen ist kein Fleckchen Leibes und Gewandes, aus dem nicht Farbe riefe und sänge; ihr hellrotes Kleid ist von tiefroter Schnur gegürtet, ein goldnes Gelb antwortet der strömenden Blondheit ihrer Haare, und noch der dunkle Schleier schillert. Sie ist der vielfältigen Farbigkeit angelobt wie Maria der einigen Farblosigkeit, aber ihre Buntheit ist nicht vom Sinn gebunden, und Mariens Weiße ist dem Leben entsondert. Diese Zwei sind die zwei Seelen, keine von beiden ist der Geist der Erde. Vor der Nacht der Welt leuchten sie zu Füßen des Gekreuzigten in verschiedner und doch verwandter Geberde, als die Frage des Menschen.

Dann öffnen sich die Flügel und stellen sich mit ihrer Rückwand zu beiden Seiten der inneren. Das Herz des Altars blättert sich auf. Und so ist es zu lesen:

Zur Linken die Verkündigung. Die Verkündigung der Antwort.

In der Mitte die Geburt. Da glüht auf kristallnem Gebirge der Morgen der Welt, unter ihm sitzt die Jungfrau mit dem Kinde, und zu höchst darüber entstürzen der göttlichen Glorie die Engelscharen wie Samenstaub einer unendlichen Blüte. In der Glorie sind sie noch überfarben, geeint im sonnenhaften Licht, aber da sie niederwallen, im Zwischenreich des Werdens glänzt jeder als eine Farbe auf, und so knien und schweben sie musizierend links in dem Portal, jeder

eine Farbe. »Denn das ist die letzte Materia, so ein Ding allein in ihm selbst stehet und jubilieret in seiner Exaltation.« Das ist das Wunder der Farbenwerdung, der Vielheitswerdung aus der Einheit: das erste Mysterium. Dieses Mysterium ist nur offenbart, nicht uns zugeteilt. Die überfarbne Glorie ist der Geist des Himmels, sie ist nicht der Geist der Erde, der sie sich nicht erschließt. Die Engel entstürzen ihr, aber sie schauen sie nicht. Wir vermögen nicht hinter der Vielheit die lebendige Einheit zu finden. Wenn wir die Farben hinwegtun, sehen wir nicht das Licht, sondern die Finsternis, mag sie auch berauschend und voller Verzückung sein. Wer den weißen Mantel umlegt, ist dem Leben entsondert, und er erfährt seine Wahrheit nur, solang er die Augen schließt. »Wir erkennen, daß Gott in seinem eigenen Wesen kein Wesen ist.« Unsere Welt, die farbige Welt, ist die Welt.

So wären wir denn der Vielfältigkeit ausgeliefert wie Magdalena? Wären, wenn wir uns von der Gewalt des Wirklichen nicht abkehren und die Fülle unseres Erlebens nicht verleugnen wollen, ausgestreut in die Dinge und in das Bedingte gebannt? So müßten wir ewig von Wesen zu Wesen und von Geschehen zu Geschehen irren, unfähig ihrer aller Einheit zu umschlingen?

Da lesen wir weiter:

Zur Rechten die Auferstehung. Das ist Nacht und Tag der Welt in einem: mitten im Sternenraum eine ungeheure, von Farbe wie von einem treibenden Safte geschwellte Sonne, von der lichtgelben Mitte über rote Strahlenkreise zum blauen Rand gedehnt, der in das Dunkel greift, und darin, über aufgestürztem Grab und hingesunknen Wächtern steil emporsteigend, in einem Mantel aus erster Morgenröte, violetter Wetterwolke, Blitzesfeuer und hellstem Himmelsfernenblau, der Auferstehende, Farbenbrand er selber vom Sonnenantlitz bis zu den demütigen Rosen der Füße. Was ist Magdalenens Buntheit vor seinem Weltenspektrum? Was ist Mariens weiße Einheit vor seiner allfarbenen? Er umschließt die Töne des Seins in seinem einigen Sinn, jeder Ton rein und gesteigert, alle verbunden unter dem Gesetz der weltbindenden Person. Sie schillern nicht, sie prangen in ihrem Selbst, um ein oberes Selbst gereiht, das sie alle, alle Farben und Engel und Wesen, aufgenommen hat und emporträgt.

Das ist das Wunder der Glorienwerdung, der Einheitswerdung aus der Vielheit: das andre Mysterium. Dieses Mysterium ist uns selbeigen zugeteilt. Die allfarbne Glorie, die allwärts erschlossene, aufsteigende, die Glorie der Dinge ist der Geist der Erde.

Das ist nicht der Jude Jeschua, wandelnd und lehrend zu seiner Zeit auf galiläischer Erde, es ist auch Jeschua, das ist nicht der eingeborne Logos, der aus seiner Zeitlosigkeit in die Zeit niedersteigt, es ist auch der Logos, — das ist der Mensch, der Mensch von Allzeit und Überall, von Jetzt und Hier, der sich zum Ich der Welt vollendet. Das ist der Mensch, der die Welt umfaßt und an ihrer Vielfältigkeit nicht vielfältig wird, vielmehr aus der Kraft seines Weltumfassens selber einig geworden ist, ein einig Tuender.

Er liebt die Welt, er lehnt keine ihrer Farben ab, aber er kann keine aufnehmen, ehe sie rein und gesteigert ist. Er liebt die Welt, aber er kämpft um seine Unbedingtheit gegen alles Bedingte. »Er liebt die Welt zum Unbedingten hin, er trägt die Welt zu ihrem Selbst empor.« Er, der Einige, bildet die Welt zur Einheit.

Unsere Welt, die farbige Welt, ist die Welt, aber sie ist es in ihrem Geheimnis: in ihrer — nicht ureinigen sondern geeinten — Glorie, und die Glorie ist aus dem Werden und aus der Tat.

Wir vermögen nicht hinter der Vielheit die lebendige Einheit zu finden. Wir vermögen aus der Vielheit die lebendige Einheit zu tun.

Martin Buber.

RENAISSANCE, BAROCK UND ROKOKO
EINE VORLÄUFIGE UNTERSUCHUNG

I.

Durch die Renaissance geschah die große Wendung, daß das Werk des Künstlers als eine freie, für sich daseiende Schöpfung aus dem früheren gottesdienstlichen Zweck herausgehoben wurde. Die Form oder die Schönheit oder die Kunst hatten, als sie den eigenen Willen in sich zu spüren begannen, die Herrschaft ihres eigenen Lebens proklamiert und dieses Leben erschien gleichgültig allen inhaltlichen Bedeutungen gegenüber. Die traditionelle Verpflichtung in der Wahl des Stofflichen galt nicht mehr und jedes beliebige Thema schien freigegeben, um daran die neue Freude an der Gestalt zu beweisen. Aber in Italien war die hohe Anschauung, daß die Kunst reine Form, erhöhte Gestalt und schöner Ausdruck sei, von allem Anfang an so instinktiv den Künstlern eingeboren, daß sie sich nichts aus dieser Freiheit machten, sondern daß sie nur das, was schon irgendwie vorgearbeitet dalag, das heißt nur das, was schon zu einem idealen, allgemein geltenden Bild oder Symbol hinstrebte, für sich nahmen. Denn ihnen ging es nur um die Erhabenheit der Farben und der Linien und der tönenden Verse, und sie wollten sich keine Arbeit machen, indem sie sich erst lange mit der Reinigung des bloß Materiellen abgeben sollten. Den Germanen, die den Übergang nicht haben von Form zu Form, sondern immer die Lücke und das Fehlende sehen, blieb dies Geschäft vorbehalten und in Holland wurde der Anfang gemacht. Aber in Italien folgte auf die Form der Frömmigkeit und der geglaubten Bilder, die das ganz Allgemeine waren, der Weltzustand des Mittelalters, eben die künstlerische Form derselben Bilder, die nun geglaubt werden konnten oder nicht — dies blieb dem Einzelnen überlassen — aber die von jedem als schön und erhaben verehrt

werden mußten. Die Bilder blieben trotzdem symbolisch, doch in dem neuen Sinne, daß sie wohl da waren und so wie sie erschienen, auch wirklich galten, aber hier war ein jenseitiges Reich gekommen, von dem nun keine Erlösung zu erwarten war und keine Offenbarung und in dem, wie Hegel einmal sagte, es kein Kniebeugen mehr gab. Die Kunst der Renaissance war mythologisch in dem Sinne, daß die Religion sich da ganz an die Pracht ihrer mythischen Bildungen verloren hatte, und das künstlerische Bewußtsein war zugleich ein mythologisches Bewußtsein geworden in dem Sinne, daß die Mythologie als das Reich der fest und bestimmt gewordenen Gestalten aufgefaßt wurde, wo der Glaube sein kann oder nicht, aber wo in jedem Falle das Symbol ist, wenn der Künstler die Schönheit dazu gegeben hat. Man muß auf dies Dazu achten, denn in der Renaissance teilt sich alles: Die Formen leben in der Selbstischkeit gegen Gott. Die Kunst, einmal abgetrennt, mußte sich wieder in sich selber teilen, man sah die Form, man mußte nun auch den Inhalt sehen. Der Aristotelismus, das Begriffsspiel des Mittelalters, war rein negativ gewesen, hier hatte die Teilung sich immer aufgehoben, die Begriffe trieben sich zu Gott hinauf und wurden in ihm namenlos. Aber in der Renaissance wandelten sie sich platonisch um, sie wurden für sich genannt und blieben beruhigte Formen. Sie nun, die Formen, hießen das Göttliche, die Schönheit hieß die göttlichste Idee. Form und Inhalt traten auseinander, dies ist aber die eigentümlich hohe Kultur der Renaissancekunst, daß die Form auch als der Mythos galt, als der Spiegel, in dem alle Dinge sich rein widerstrahlten und ihre Wahrheit erfuhren, und daß so zwischen Form und Inhalt kein Hiatus klaffte. Denn, ich wiederhole, da war die Mythologie, das Reich der festen Gestalten und dazu kam die Schönheit, die göttliche Idee, beide, die Mythologie und die Schönheit, bezogen sich aufeinander, die Schönheit war das reine inhaltslose Licht, sie sollte sich ergießen und an der Gestalt offenbar werden, und die Gestalten waren die Heiligen und Verehrten, aber ihre Stelle, das Gebet, war gleichsam frei geworden, sie schwebten irgendwo im Gedächtnis der Menschen, man mußte sie retten, der würdigste Platz war in der Schönheit gefunden, da wurden sie zuhause und kamen zum ewigen Leben des Symbols. In der religiösen

Welt, im Mittelalter, ist das Symbol wohl auch ein übertragenes Ding, das Feierlichkeit hat und herausgehoben ist, aber die Schönheit, die Geschlossenheit, das Entsprechen der Teile, würde hier nur hindern und zu schwer sein, denn immer muß das Nochnichtganzzuendesein, die Beziehung auf Gott hervorsehen, es muß irgendwo sichtbar sein, daß das Symbol nicht ganz konzinn ist, es muß etwas Überspanntes darin sein oder auch ein Sprung oder eine Lücke, damit man fühle, daß hier noch etwas zu überwinden ist. Aber in der Renaissance muß die Schönheit sein und in diesem Reich muß alles bei sich und in sich beruhigt erscheinen. Denn das Leben ist wirr und unbefriedigt geworden, man kann glauben oder nicht, hier ist alles nebeneinander, der zur Buße Rufende und der nach irdischer Macht Strebende, und so sehr sie sich beide verwünschen, ihr Haß ist gleich und diese Worte: Sünder und Schwärmer haben den gleichen Akzent, und darum ist der Zweifel geboten und der Schlaue siegt. Die Kunst muß sich da mythologisch binden, die Herrschaft der Phantasie tritt das Erbe der Glaubensherrlichkeiten an, und so stark verpflichtend wirkt dies Erbe, daß die Phantasie ganz sich aufgezehrt haben muß und ganz befriedigt sein muß, um den Söhnen der sicheren und gottesgewissen Väter ein Reich sein zu können. Die Phantasie muß ihr Äußerstes hergegeben haben, sie muß in ganz jenseits liegenden, ganz unberührten Erscheinungen leben, die das Tiefste der Sehnsucht in der lebendigsten und sichersten Weise nach außen getrieben haben, in den Gestalten der ehrwürdigen Sagen und der für das Bewußtsein sich zur Sage bildenden Religion.

Es war in Griechenland so, daß durch die Künstler die Religion aus ihrer Eingeschlossenheit und ihrem obskuren Dasein in den einzelnen Bezirken zum allgemeinen Besitze wurde, und in dem Augenblick, wo sie übersehbar und bestimmt dastand, das Schicksal und der Götterhimmel und der Heroenkreis, war die Spannung gelöst und das Bewußtsein kam darauf, daß hier doch etwas geschaffen sei und daß die göttlichen Geheimnisse erst in dem Munde der Menschen zu klingen beginnen. Das Ganze, das jetzt erst Religion sein sollte, zerfiel in seine Teile, früher, wo das Ganze dunkel war, schien auch der Teil ungewiß und war darum nur religiös zu erleben, nun erschien der Teil darstellbar und klar und er wurde zum

Mythos, von dem man singen kann und der sich im Stein isolieren läßt. Vom Munde der einen Generation ging es zum Munde der anderen, und er wurde immer weniger geheimnisvoll und immer mehr die Sage und Mythologie, die zur Freiheit des Künstlers wurde. Es war, wie der Philosoph aus der Dunkelheit der Kosmogonien die freie Klarheit seiner Metaphysik sich baute. Und wie beim Philosophen die Philosophie, so blieb die Kunst, die die Religion retten wollte, schließlich allein übrig. Die göttlichen Gestalten erschienen immer freier und schöner, aber das Bild war das Wichtige daran und trat so beherrschend auf, daß man vergaß, daß es ein Abbild sein sollte.

Ein ähnlicher Vorgang spielte sich in ähnlicher, unterirdischer und von keiner Theorie reflektierten Weise in der Renaissance ab. Hier waren natürlich die Gegensätze entschiedener und weiter auseinander getreten. In der christlichen Welt war freilich keine Spannung zu lösen, denn die Spannung war darin immanent und notwendig und das Prinzip selber. Es ist ganz deutlich zu sehen: da ist das Gespannte der Gotik und da das Starre der Byzantiner, und hier das Runde der Florentiner und die Pyramide des Lionardo und das Oval des Raffael. Das Gleiten und Hinüberfließen zum beruhigten Bilde konnte sich nur innerhalb dieser Renaissance abspielen. Was ich als historische Gegebenheit in reiner Isolierung sehen muß, ist freilich ein Prozeß, ich nehme auch dessen Wesen und habe da eben den Akt der Mythologisierung und sehe wieder, wie die Form sich loslöst und zum Mythos der Schönheit wird, und wie die Inhalte frei werden und mit sich spielen lassen und doch in der Schönheit gerettet sind. Man sollte, meine ich, einmal dem nachgehen, wie die Renaissance die Gestalten ihrer Bilder von Generation zu Generation in Geste und Mienen und Kleidung freundlicher zusammenrückt und sie vertrauter in Zufriedenheit und Wohlsein inmitten der eigenen Landschaft wohnen läßt, bis es zu den ganz geschlossenen und befriedigten Bildern kommt. Kein Zweck soll mehr außer dem Bilde sein, von einer Abbildlichkeit im religiösen Sinne ist so wenig mehr die Rede, daß Lionardo, auch wenn er von kirchlichen Darstellungen spricht, immer den ganz allgemeinen Ausdruck der Historie hat. Die religiösen Inhalte entfernen sich vom Bewußtsein in solchem Grade,

daß sie dem eigentlichen Leben fremd in einer eigenen distanten Welt leben und ruhig geworden sind und nicht mehr herüberreichen. Die Renaissance, die nur an die eigene Schöpfung glaubte, brauchte diese Welt der kühlen Mythologien, in der Schönheit wurde sie zum Schweigen gebracht. Hier war der Beruf und die Aufgabe der Renaissance.

II.

Aber die Ruhe der Bilder blieb nicht unangefochten. In den germanischen Ländern erschütterte sie der Stoß der Reformation und brachte sie um ihre Wahrheit, in Italien, wo schon Michelangelo die letzten Möglichkeiten der geschlossenen Gestalt erschöpft hatte, löste der Gegenstoß der Jesuiten in der Kunst vollends ein entschieden neues Prinzip aus. In rein formalem Sinne bleibt zwar die Entwicklung von der Renaissance zum Barock ein Kontinuum: die höchste Form der Zusammenfassung der bildhaften Erscheinung war nur mit dem entschiedensten Pathos und der Anspannung aller vereinigten Glieder zu leisten, die renaissancehafte Kongruenz der Teile schlug notwendig, auf ihren letzten Ausdruck gebracht, in ihr Gegenteil um, wo alles Teilhafte zugunsten des Ganzen aufgelöst und in einer Bewegung fortgerissen erscheint. Der Rahmen bleibt immer noch die Grenze und das Bild wird nie geopfert, der stürmischste Affekt bricht sich an einem Punkte, der — soweit er auch immer hinausgeschoben wird — dennoch das Überspannteste in sich selber zurückschlingen läßt. Für das künstlerische Bewußtsein der Renaissance hat das Bild keinen Zweck außer sich, es herrscht und hat sein Reich, die göttlichen Inhalte sind in vorherbestimmter Harmonie mit der Göttlichkeit der Form, und Gott ist selbst an dieser Göttlichkeit zum Namen geworden, Gott auch hat sich hier sublimiert und ist ein Teil geworden, der klar und übersehbar in dem Höheren des Stils, in der Atmosphäre des großen Formenreiches lebt. So gewaltig war die Jenseitigkeit der Renaissancekunst, daß sie das Höchste noch diesseits fand, noch allzu beschwert, und es heraufhob und ruhend machte.

In den Barock dagegen brach der Schein von den neuen großen Erhebungen des Diesseits hinein, auch in der Kunst will der Mensch aus den Schranken heraus, es scheint, ihn ziehe wieder die Unend-

lichkeit, aber es bleibt beim Schein, er wird zur Weltlust pervertiert, und so sieht man diese Kunst in all ihrer Sehnsucht nach einer Auflösung dennoch überall irgendwie tief befangen und gebunden. So oft auch die Erlösung von oben her alles Gespannte hinauf zu reißen scheint, immer ist dabei das unbewußte Ideal zu spüren, das irdische Aufrecken, die irdische Kraftentfaltung zur gewaltigsten Erscheinung gebracht zu haben, das Oben ist hier immer ein Vorwand, damit das Unten ganz lebendig und nahe herangebracht werden könne, und dennoch nicht unmittelbar und schamlos sich gemein mache. Jetzt erst wurde gesagt, was in der Renaissance unmöglich war: daß die Kunst Schein sei. Für die Renaissance war das Bild Realität in dem hohen Sinne, wie Gott wirklich ist für den Frommen. Der Renaissancekünstler dachte nicht daran etwas vorzutäuschen, dies war für ihn keine Frage, ob er an die Madonna glaube, die Madonna war für ihn bestimmt die auserwählteste und lieblichste der Frauen, und außer dieser Vorstellung gab es nichts weiteres für ihn, denn er konnte sich in ihr völlig erschöpfen. Im Barock konnte sich die Kunst nicht in dieser reinen Selbstgenügsamkeit erhalten, und man sehe zu, was das bedeuten mußte, da ja noch immer das Formgefühl der Renaissance herüberragte und die Grenze, der Rahmen peinlich geachtet wurde. Der Barock, sagte ich, wollte teilhaben an dem Aufschwung des erregten Lebens, und da tritt nun die Antinomie auf, die seitdem nicht mehr aus der Kunst verschwinden sollte, ich meine: Die Kunst sollte das Äußerste des Lebens sein, dies stand fest, aber das Äußerste war nicht mehr in eine Jenseitigkeit hineinzubringen, denn dort war entweder die Bilder- und Namenlosigkeit des Gefühles, die Mystik und der Pietismus, zu Hause, oder der Zweifel hatte sich da eingeschlichen und alles dunkel gemacht. Der Zweifel an irgendeiner Jenseitigkeit aber wendet sich gleich zum Zweifel an der Kunst, in diesen Zweifel nun hat sich die künstlerische Kraft des Barock tief, mit der Frische des Beginns, hineingebohrt, sie hat ihn produktiv gemacht, und sie ist an ihrer Antinomie, daß sie ein Äußerstes sein sollte und doch nicht transszendieren dürfe, an dieser lockenden und doch immer bloß möglichen Möglichkeit ganz umzuschlagen und ganz außer sich zu kommen, zum großen Stile geworden. Denn aller Ton lag ja auf dem Leben, auf dem vielen Unentdeckten, was dieses

Wort eingeschlossen hielt, und es war unmöglich, daß die Kunst ein genügsames Reich bliebe: das Leben scheint nicht mehr das wirre Leben der Renaissance, das einer Überbauung, einer Rettung in die Schönheit bedurfte, sondern das Leben fordert jetzt für sich selber alle Bemühungen, und man sah es jetzt, man mußte zu dieser Einsicht kommen, daß das Leben, das wirkliche, gelebte Leben, ein anderes sei als die Bilder und Formen, in denen zwar auch dieselbe Welle des Lebens floß, aber ewig und ruhend geworden und gleichsam ohne Antwort auf die vielen Fragen, die damals gebietend sich vor alle Dinge stellten. Darum nannte man das Leben das Wahre, das Eigentliche, auf das es ankommt, und die Kunst nannte man den Schein oder auch den schönen Schein, denn in der Kunst sollte das Schöne sein, es hatte da seinen Platz, im Leben war es verächtlich, oder doch irgendwie nicht zur Sache gehörig. Die Schönheit tritt aus dem mythischen Charakter einer Idee heraus, sie verliert sich allmählich an die bloße Form im Sinne eines Mittels: sie ist nicht unmittelbar mehr, sie hat keine Wahrheit, keinen substantiellen Gehalt mehr in sich, sie ist ein Schein, der die schweren und undurchsichtigen Dinge leicht und durchscheinend macht, aber man bleibt dabei, daß die Dinge schwer und undurchsichtig sind, man vergißt es nicht, wie man es in der Renaissance vergaß, denn da war die Schönheit die Rettung gewesen. Hier aber, im Barock, kommt darum das merkwürdige Spiel und Gegenspiel zustande, das sich im gegenseitigen Zuruf imposant hinaufsteigert und das Große dieses Stiles wird: da stürzen sich die schweren und noch ganz unmenschlichen Dinge in die Schranken der Formen und stoßen sich noch und wollen sich nicht ordnen lassen, die Landschaften, die toten Gegenstände, die Irrationalitäten der Gesichter, und dort wird die beruhigte Linie der Schönheit immer inhaltsloser, löst ihre festen Konturen auf, spielt buhlerisch und eins ins andre ziehend um die Dinge und schafft die Atmosphäre des Scheins, das Halbdunkel der Unkontrollierbarkeiten. Die Kunst sollte das Leben sein, wie es sich zum äußersten bringen ließe, sie sollte eine tönende Musik sein zu den pathetischen Vorgängen des Lebens, und sie war doch um dieser gewußten Musik willen verurteilt der Schein zu sein und auch ein wenig die Lüge und die Verzerrung. Es kam darum so, daß man auf diesen Schein

trotzte und das Scheinende noch scheinender machte, indem man es immer näher an das Leben rückte, es kam so, daß man in die Kirchen trat, wo nicht mehr alles geordnet war wie für ein seraphisches Auge, das jedem Ding immer ganz nahe ist und allen Raum bewältigt, sondern wo man gleich an der Tür wie durch das Dichte eines Waldes auf die Lichtung des Chores geführt wurde und wo die Säulen unmerklich aus der Geraden gerückt waren, um dem irdischen Gesichte die Illusion zu geben. Ja, die Kunst war hier das Reich der Illusionen geworden, der gewollten Täuschungen, man wollte bestimmt täuschen, man hatte es ja durchgemacht, daß man mit der Wahrheit des schlechten Lebens nicht fertig wurde und daß sie nie zu bewältigen war. Man mußte täuschen, wenn man das Werk haben wollte, denn die Jenseitigkeit war nicht zu haben, aber im Schein wurde die Wahrheit als die Erlösung und die andere Jenseitigkeit gefunden. Der Barock ging aus die Wahrheit zu suchen und er fand den Schein als die äußerste Wahrheit: Rembrandt aber hat diesen ganzen Weg am Ende noch einmal gehen müssen, nur umgekehrt, er suchte und fand wie Saul, der ein König wurde. In Rembrandt hat sich der Barock auf den Kopf gestellt, er hat ihn das oberste zu unterst gekehrt, er hat ihn erledigt und es war nachher nichts mehr an ihm zu finden. Sehe man sich doch einmal das Gastmahl zu Emmaus an ‹ich meine das spätere der Bilder›, da wird dies deutlich werden müssen. Dies Bild heißt in Worte übersetzt: da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten Ihn. Man muß verstehen, wäre dies Bild in der Renaissance gemalt, so würde es heißen müssen: ihre Augen waren offen und der Herr ging in sie ein. Denn das ist doch klar geworden, in den Renaissancebildern ist keine Zeit mehr darin, man sieht höchstens noch den leisen Anstoß, den die Menschen und die Dinge sich gegeben haben, um nun für ewig in der Seligkeit ihrer Ruhe sich ausbreiten zu können. In den Barock ist das Da, die Zeit hineingekommen, in den Barock ist das Geringe, das Unfaßbare des Augenblicks, dieser letzte und höchste Schein, hineingekommen. Das Gastmahl zu Emmaus wäre nie in der Renaissance gemalt worden, oder es wäre dann eben das Abendmahl. Das Gastmahl zu Emmaus bedeutet als Geschichte nicht viel, es ist ein kleiner Zug, ohne Folgen, es ist auch nicht auffällig und

absonderlich, wie etwa die Geschichte vom Tobias mit dem Engel und dem Fische, das in der frühen Renaissance gemalt wurde, wo man das Auffällige liebte, weil man so leichter aus dem Leben heraus kam. Was ich sagen wollte: der Barock mußte seinen ganzen Pomp aufgeboten haben, alle Flüchtigkeiten seines Scheines erschöpft haben, damit Rembrandt kommen könnte, der mit diesem Schein begann und ihn nun von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer suchte, bis er ihm ins Herz drang, bis er das Gastmahl zu Emmaus malte, diese Unscheinbarkeit! Die Kunst des Barock ist damit fertig geworden, sie ist über sich hinausgekommen vom Schein zur Unscheinbarkeit, denn es hat sich in diesem Gastmahl der Schein des Scheines enthüllt, die Zeitlichkeit, die gleich ihren Tod in sich hat, man sieht das doch, man fühlt, da ist nun die Wahrheit hereingebrochen, die leuchtende Unscheinbarkeit des Herrn.

III.

In Rembrandt also hat sich die Flut des Barock, da sie sich so stark und herrlich überschlug, sich brechen müssen, auf der Oberfläche bleibt nun das Spiel und es verläuft sich farbig und seicht im Sande. Bevor ich aber vom Rokoko und seinem durchscheinend — undurchdringlichen Grunde spreche, muß ich noch davon reden, zu welchem Begriff sich das mythologische Bewußtsein der Renaissance durch den Barock hindurch abwandelte, damit man die Entzweiung deutlich sähe, die nachher im Rokoko eklatant wurde. In der Renaissance war das Bild die symbolische, die ganz erfüllte Wirklichkeit, das Bild war einfach die Wahrheit, es gab nichts mehr über ihm und nichts mehr unter ihm. Denn Oben und Unten standen nur scheinbar da, es war in ihnen nur soviel Wahrheit, als Streben in ihnen nach dem Bilde war. Die Religion, sagte ich, mußte Mythologie werden, um eingehen zu können, und auch das Leben durfte nur das bedeuten, was in seiner wirren Fülle Gesetz und Haltung versprach: die Geschichte, die auch ihrerseits mythologisch werden konnte, die Helden und die eingesetzten Würden. Den Schatz dieser Mythologien hat der Barock überkommen, dies konnte offenbar nur um den Preis geschehen, daß ihre Symbolik da allegorisch werden mußte. Denn die Symbolik der Renaissancemythologien war hier, wörtlich

gesagt, außer sich gekommen, die Symbolik lag nicht mehr allein in dem Bilde darin, das Bild der Renaissance war selig in sich selber, das Bild des Barock trägt seine Seligkeit zu Lehen, es ist gleichsam darin der prächtige Widerschein von einem so gewaltigem Feuer, daß sein ursprünglicher Glanz nicht zu ertragen wäre. Der Barock ist in einem ganz hohen Sinne uneigentlich, er ist kein reiner Spiegel der Dinge mehr, er hat eingesehen, die Dinge sind immer das andere, das Unfaßbare, und so übertreibt er und täuscht mit Bewußtsein und begnügt sich damit, daß er ahnen lasse, die Wahrheit läge anderswo. In diesem Sinne ist er Allegorie und auch Rembrandt ist Allegorie, denn es gibt bei ihm immer eine Stelle, eine Geste oder einen Blick, wo aus dem Bilde hinaus gewiesen wird in die Bilderlosigkeit. Die kühlen Mythologien der Renaissance sind vom Barock aus ihrer Ruhe gelöst worden, das Leben kommt in sie hinein, aber nur als die Allegorie des Lebens, denn von den Mythologien heißt es nun, sie seien die Fabelwelt, die Welt rührender und ergötzlicher Geschichten, nach Wahrheit dürfe da freilich nicht gefragt werden, aber in dieser bunten, reichen und umfassenden Welt konnte das Leben herrlich gefaßt und sichtbar werden, das andere gerade, das uneigentliche, die Uneigentlichkeit sollte ja gesucht werden, die von der bedrückenden Strenge der irdischen Gebundenheit erlösen könnte. Das Suchen nach dieser Uneigentlichkeit hat den Barock als Stil zusammengehalten, ich sagte, der Barock hat den Schein gefunden, aber er hat ihn blind gefunden, er wollte die Wahrheit und kam auf den Schein, und im Schein wollte er nur immer die Uneigentlichkeit haben, er wollte die Uneigentlichkeit im Scheine betonen. Der Barock ist wie der Mensch, der seinen Traum auch im Wachen noch festhalten will, und da er sich sehr an ihn klammert und ihn oft sich zurückruft, mischt er manches von seinem wachen Leben in ihn hinein und ist sich dessen nicht bewußt: so ist die Uneigentlichkeit des Barock nie rein geworden und Schein und Wahrheit fließen in ihm ewig durcheinander, man kann es auch so ausdrücken, im Barock liegt die Wahrheit immer an der Grenze und strahlt hinüber und herüber, es kann so sein, daß eine Grenze um das Bild gezogen ist und es heißt ausdrücklich: damit ist der Schein umschrieben, der Schein weist ausdrücklich darauf hin, daß draußen das Andere

ist, das Unfaßbare, oder es kann auch sein wie bei Rembrandt, daß schon ein Blick oder eine Geste die Grenze des Bildes wird und der Schein entblößt sich an ihnen und wird zunichte.

IV.

Wenn ich nun zum Rokoko komme, so will ich zuerst sagen, daß der Weg von der Renaissance über das Barock klar und gesetzmäßig zum Rokoko hinführt und daß er mit runden Worten zu umschreiben ist — ich muß mich da notwendigerweise wiederholen. In der Renaissance herrschte das Bild, da war alles beieinander, im Barock war das Bild das Spiel des Scheines mit der Wahrheit, aber das Spiel des Bildes war gebunden, es führte nur allegorisch aus sich heraus, auf das Andere, es blieb doch in sich, im Trotz seiner Uneigentlichkeit, und im Rokoko ist nun der Trotz verschwunden und das Spiel des Bildes ist ganz frei geworden und steht ganz gleichgültig allem anderen gegenüber. Das Rokoko kennt gleichsam die Welt nicht: denn das ist eine schlechte Wahrheit, daß das Rokoko die Welt nur von der leichten Seite kenne. Wenn man da sieht, daß im Rokoko nichts ernst genommen wird, so soll man auch den Charakter dieses Unernstes sehen und erkennen, daß da eben von vornherein auf allen Inhalt, zu dem irgendwie eine Stellung gefunden werden muß, verzichtet worden ist. Man soll erkennen, diese Welt der Tändeleien hat in sich die strengste Verpflichtung die ganze Welt zu sein, es ist gar nicht auszudenken, wie es neben ihr noch etwas anderes geben könnte. Ich sage darum, das Rokoko ist völlig indifferent gegen die Wahrheit, das Rokoko ist die Kunst in ihrer höchsten Gleichgültigkeit, alles spielt da nur in sich selber, und es mußte so kommen, die Renaissance hatte den Weg gewiesen, wie die Kunst in der Selbstischkeit gegen Gott bestand, der Barock war hinter den Schein der Selbstischkeit gekommen und hatte doch in dieser Einsicht beharren müssen, das Rokoko wirft die Einsicht ganz beiseite, es kümmert sich nicht mehr um sie, sein Schein ist kein Schein mehr: denn der Schein hat die Wahrheit als das andere sich gegenüber. Der Schein des Rokoko ist seine ganze Welt, außer diesem Schein gibt es nichts weiteres, man achte darauf: sowie das Rokoko sich auf etwas anderes besinnt, auf irgendeinen Inhalt,

auf irgendein Pathos, ist es nicht mehr das Rokoko; es muß dann zu alten Formen greifen, es muß klassizistisch werden, oder es muß rhapsodisch werden, es muß stammeln und die Prophezeiung einer neuen Kunst sein. Das Rokoko ist so subtil in seiner Künstlichkeit geworden, daß es unendlich empfindlich ist und immer bereit zu sein scheint, sich ganz aufzulösen, das Bild des Rokoko ist nahe daran ein Teppich zu sein oder ein Stück der Tapete oder sonst etwas Kunstgewerbliches. Es hat sich im Rokoko die absolute Entzweiung vollzogen; das Rokoko hat die Konsequenz aus der Renaissance gezogen, da der Barock den Bruch nicht heilen konnte; es ist mit dem Rokoko der merkwürdige Punkt in der Geschichte gekommen, wo die gewaltigste Spannung, das stärkste Auseinandergetriebensein von Gott und Welt, von Geist und Seele die Kunst ganz spannungslos gemacht hat, ganz in sich spielend; denn es sollte sich hier zeigen, daß die Kunst die großen Dissonanzen nicht erträgt, daß sie nicht alles umfaßt, sondern daß sie sich immer auf die Seite stellt, wo sie ihr Reich und ihre Ruhe finden kann, und im Rokoko hat es sich nun ganz entschieden gezeigt, daß sie für sich bleiben muß und nicht mitmachen kann, wenn die Disharmonien des Lebens zu stark geworden sind.

Die Welt des Rokoko ist so sehr Oberfläche geworden, daß, soviel auch der Grund durchscheinen mag, er doch ganz undurchdringlich ist, und man muß sagen, daß das Rokoko der äußerste und entschiedenste Stil ist, zu dem die Kunst hat überhaupt durchdringen können, man muß weiter sagen, daß die Kunst hier wieder anonym geworden ist wie in den frommen Zeiten. Der Gotiker ist ganz durchdrungen von Gott, er steht im Dienste des Höchsten und gibt seinen Namen auf, der Rokokokünstler hat mit nichts mehr etwas gemein, er ist ganz undurchdrungen, nichts rührt ihn an, und so ist auch sein Name gleichgültig, die Bilder sollen alle eins wie's andere sein; denn es ist ja kein Grund vorhanden, warum sie verschieden sein sollten. Man weiß vom Rokoko, daß seine Benennung von jener Muschelform stammt, die in der Renaissancearchitektur die Rolle eines dienenden Teiles hatte. Es ist wichtig, daß aus einem so völlig leblosen Zierstück das Rokoko mit peinlichster Unermüdlichkeit seinen ganzen ornamentalen Aufwand bestritten hat, und nichts kann den

Charakter des Rokoko deutlicher machen als die Hingebung und das Raffinement, mit der diese ganz abstrakte und gleichgültige Form abgewandelt wurde.

Nun aber folgt aus diesem Verhältnis ein weiteres: die Renaissance begann damit, die Bilder in einen Rahmen zu zwingen, die Kunst war für sich in Harmonie, draußen war das andere, das wirre Leben. Aber die Herrschaft der Bilder mußte da gleich ihre Macht ausüben. Denn die Geschichte bleibt nicht in der Einseitigkeit befangen, daß nur das Leben zum Bilde strebt, sondern das Bild auch wendet sich dem Leben zu, klärt vieles auf und macht es ausdrücklicher. In der Renaissance hat die Kultur der Bilder auch eine Kultur des Lebens befehlen müssen. Am besten hat sie da wirken können, wo das Leben der Mythologie am nächsten war, am Hof und an der Kirche, und hier wieder hat sie am nachdrücklichsten Ordnung, Schmuck und Ruhe hineinbringen können, wo das Leben stumm war und nur ein großes Zeichen sein sollte, in das Sitzen in der Würde, in das Symbolische der Zeremonien und in den Pomp der Feste, die gleichsam immer für das spätere Gedächtnis hergerichtet waren. Ich will da an den Laurentianischen Festzug erinnern, wo man einen nackten Knaben ganz mit Gold überzog; man konnte sich das goldene Zeitalter nicht anders dargestellt denken, und es war gleichgültig, daß der Knabe nachher daran sterben mußte. Ist es denn nicht so, daß das Leben in der Renaissance nicht um des Lebens willen da zu sein scheint, sondern insofern es irgendwie in einen Rahmen geordnet ist, insofern es gestellt ist; scheinen nicht die Kostbarkeiten der Stoffe und seltenen Steine von der kühlen Haltung der Bilder her geschätzt zu sein, scheinen nicht die Menschen in den Möbeln und Kleidern ihrer Bilder zu leben, und darum ein wenig hilflos und traurig? Denn der Mensch wußte da noch um seine Nacktheit. Aber im Barock beginnt das Fleisch zu blühen, es will aus den Gewändern heraus, aber der Wurf der fliehenden Gewänder ist das Wichtigere dabei. Nicht daß das Fleisch triumphiere, — so unvermittelt steht es nicht im Barock — sondern daß die Hülle falle; und das ist etwas anderes, das ist die typisch allegorische Haltung, die immer zwei negative Vorzeichen braucht, um ein Positives zu bezeichnen. Auch das Leben also wird allegorisch im Barock, man

beginnt mit Bewußtsein ein Doppelleben zu führen und immer weist eines auf das andere hin. Wie im Bilde der Kampf des Scheines mit der Wahrheit herrscht, so wendet auch der Schein des Lebens sich gegen die Wahrheit der inneren Brust, und der Schein wird vor ihr zum Pomp und zur Maskerade; er herrscht zwar immer, aber er hat das andere erkannt und bleibt in dieser Qualität. Und da nun auch das Bild zur Illusion geworden ist und der Augenblick darin sichtbar geworden ist, kann sich die Kultur der Bilder ungehemmt in das untere Leben, in die Hast herunterbegeben; der Mensch umstellt sich mit dem erdrückenden Prunk einer ganz uneigentlich gewordenen Pracht. In der Renaissance war nur das Stummsein, das Statuarische des Lebens vom Bilde betroffen, im Barock wird auch das Ungebärdige und der Fluß als Geste begriffen. Julius der Zweite hieb, wenn er zornig war, vom apostolischen Stuhl herab auf die Bischöfe ein, Ludwig der Vierzehnte aber warf, wenn er die Wut in seiner Faust zu spüren begann, lieber seinen königlichen Stab zum Fenster hinaus.

Dies ganze Verhältnis von Bild und Leben wird jedoch erst für das Rokoko wahrhaft wichtig und hat erst da seine metapsychologische Notwendigkeit. Denn in der Renaissance ist das Bild in sich und das Leben ist gleichgültig, im Barock ist an der Grenze des Bildes schon alles gesagt, und was sich von da aus ins Leben fortsetzt, ist doch immer wieder nur in der Annäherung zum Bilde verständlich. Diese beiden Stile wollten eben keine Atmosphäre um sich schaffen; sie hatten, was in der Atmosphäre des Lebens zum Bilde hindrängte, groß und entschieden gesteigert, sie hatten das Atmosphärische des Lebens im Umkreis ihrer Kunst vollkommen gereinigt, und man kann immer nur durch einen Sprung vom einen aufs andere schließen. Im Rokoko dagegen klafft zwischen Bild und Leben kein Hiatus mehr, der Rahmen des Bildes ist auseinandergebrochen und fast mit den Windungen seiner zierlichen Arabesken auch das Lebendige in sich. Hier tritt nun — zum mindesten — ein sehr tiefes Paradoxon auf, und es wird gefragt werden müssen, ob nicht damit eine ästhetische Unmöglichkeit behauptet sei. Denn das muß doch ein Gesetz von absoluter Gültigkeit sein, daß das Werk immer ein Jenseits des Lebens darstellen soll; ich habe beim Barock angedeutet, daß da zwar eine Antinomie bestehen kann, aber diese

Antinomie ist da eben ein Diesseits geworden, ein Anstoß zum Werk, das Werk selber konnte nicht anders als jenseits bleiben. Es entsteht beim Rokoko die Alternative entweder an seiner Kunstqualität zu zweifeln oder die Qualität des von ihm umfaßten Lebens selber als ein Jenseits anzusehen, als eine metapsychologische Ordnung, und da ich den Zweifel nicht habe, da er mir vom Prinzip des Rokokostiles selber ganz ausgeredet worden ist, muß mir dasselbe Prinzip auch dies merkwürdige Jenseits des Lebens klar machen können. Es hieß: das Rokoko kenne die Welt nicht, denn es ist selber in sich die ganze Welt. Und ich muß nun hinzufügen, diese Welt ist ganz Form geworden. Die Renaissance hatte noch die Aufgabe die göttlichen Inhalte ihrer Bedeutung zu entkleiden, und das Barock hatte noch den Kampf mit den zu schweren irdischen Dingen. Das Rokoko ist ganz allein Form in sich selber spielend, und was da sichtbar wird an Dargestelltem, das ist ganz leer und hält nichts in sich, das ist nur Spiel der Form und will nichts bedeuten. Nur das wird deutlich: es soll außer dieser Form nichts weiteres geben. Und hier ist nun der Punkt, wo es notwendig wird, daß die Form auch in das Leben eingreife und ihre Verpflichtung da sich vollends bewähre. Das Paradoxon des Rokoko beruht darauf, daß die Kunst auf ihre höchste Spitze, auf die höchste Gleichgültigkeit gebracht, auch gleichgültig wird der Distanz gegenüber, die sie vom Leben trennen soll, und daß hier kein Unterschied gesehen werden kann. Das Bild ist anonym geworden, der Genius des Künstlers tut nichts zur Sache, es kommt nur auf die Geschicklichkeit an, alles ganz mit der Form durchdrungen zu haben, dies ist das Gesetz, und seine anonyme Harmonie, die nicht auf die Einmaligkeit des Werkes sich beschränken kann, umfängt auch das Leben und hebt es aus seinem dunklen Grunde hinauf in die Tyrannis ihrer Ordnungen. Darum ist es geboten hier von einer metapsychologischen Qualität des Lebens zu sprechen, weil die Tyrannis der Bildkultur dieses atmosphärische, alles durchdringende Gefühl geschaffen hat, daß auf die Ursprünge und Gründe, auf alle geheimen individuellen Gesetze und Zwecke keine Rücksicht falle, daß alles in dem einen erhöhten, in sich vollendeten und reinlichen Stilbereiche vor sich gehe, wo der Schein kein Schein mehr ist, sondern gleich die ganze Welt.

V.

Die Idee, die die drei Stilkomplexe als höhere Einheit unter sich begreift, ist das Herrschaftsprinzip der Form oder besser des geformten Bildes. Das geformte Bild war selbstgerecht und selbstgenügsam geworden; die religiöse Abbildlichkeit war aus ihm verschwunden und die Verehrung, die vorher dem Abgebildeten galt, rückte nun das freigewordene Bild, das allen Inhalt, der von oben oder unten hätte kommen können, unter die eigenen Gesetze brachte, in das bestimmte, gesonderte Reich der Kunst, das durch die drei Epochen hindurch für sich leben konnte und so gewaltig wurde, daß es am Ende auch das Leben zu sich heraufzog. Mit dieser Überschreitung seiner Machtbefugnis aber war das Bild allen Gefahren preisgegeben und sowie im Rokoko einmal das Gesetz der Stilverpflichtung außer Acht gelassen wurde, das heißt sowie ein Pathos oder ein seinsollender Inhalt in die Welt des Rokoko einbrach, mußte die Idee der Kunstherrschaft zu Falle kommen. Im Rokoko selber, in der spielerischen Welt der Form, hatte sich die Möglichkeit zum Sturze der Idee vorbereiten müssen. Denn die Inhaltslosigkeit, das Spielen der Form in sich selbst, konnte keine rein ästhetische Angelegenheit mehr bleiben; alles Ästhetische ist irgendwie abstrakt und von irgend einem Substantiellen abgezogen; das Ästhetische hat den Verzicht und die Beschränkung in sich. Das Rokoko aber war in seiner bestimmten Normierung des Lebens so sehr Welt in sich, daß es draußen nichts mehr sah und sich überallhin ausbreiten zu können glaubte. Das Paradoxon des Rokoko wurde darin gesehen, daß die Kunst in ihrer höchsten Gleichgültigkeit auch gleichgültig wurde den Grenzen gegenüber, die sie vom Leben trennt, und dieses Paradoxon muß nun dahin erweitert werden: das Ästhetische, das alle erreichbaren Formen des Lebens durchdrungen hat, muß notwendig zu einem außerästhetischen Charakter umschlagen, wo die Formen und die Künstlichkeit, das Spiel der Inhaltslosigkeit selber als wahres Leben und reine Unschuld aufgefaßt werden. Das Rokoko hat sein eigenes ästhetisches Ideal wirklich gelebt, es hat die Kluft übersprungen, die die Sehnsucht zwischen Form und Leben gespannt hat, und es scheint mitten im Paradies der Erfüllung. Das Rokoko hat ganz die Form der paradiesischen Idylle und es wird gleich-

gültig, ob die Bilder wirklich gemalt und die Verse wirklich gedichtet werden, da ja hier die Natur selber der Künstler geworden zu sein scheint, der alles künstlich schön zubereitet hat. Das Rokoko hat die Herrschaft der Kunst so weit getrieben, daß sie Natur geworden ist, und mit dieser Auffassung ist es reif geworden und mußte an seine Grenzen stoßen. Das Rokoko stand in dem Augenblick vor seiner Revolution, wo eingesehen werden konnte, daß es eine Unform und eine Entwicklung des Lebens gibt und daß Natur erst im Geiste des Menschen zum Bilde wird. Aus der Revolution dieser Erkenntnis ist die Romantik hervorgesprungen, der nun die Aufgabe übergeben wurde von einem Prinzipe her die Trennungen wieder zu versöhnen, die durch die Selbstgerechtigkeit der Formen seit dem Mittelalter auseinanderklafften.

Friedrich Burschell.

AUS DEM ZYKLUS »LOB DES EINFACHEN LEBENS«

SONETT AN DIE GELIEBTE

‹Geliebte! Kind!
Wie ist es schön,
Daß wir beisammen sind.›

Du bist nur Traum und Haut und Hauch und Pore
Und rosa Seidenglanz in deinem Ohre
Und Ewigkeit, zu Kinderspiel gewillt,
Blutkreislauf du, in warmes Fleisch gehüllt.

Du Mund in Unschuld, Nase ohne Sinn,
Du Backe, einer roten Welle gleich,
Die gleitend steigt, du rund und freudenreich
Gewundnes Kinn und Stirne, Herrscherin...

‹Geliebte! Kind!
Wie ist es schön,
Daß Wolken gehn und Winde wehn.›

In diesem Reiche von Analphabeten,
Laßt mich zu euch, in euren Schatten treten!
Hier ist der einz'ge Ruheort der Welt,

Mein Pol und Stolz, der Atlas, der mich hält,
Friedhof des Denkens, Spülbad, süß und blind,
Und Ruhe wie im kühlen Wäschespind.

‹Geliebte! Kind!
Wie ist es schön,
Daß wir gesund und wirklich sind.

Geliebte! Kind?
Wie ist es schön,
Daß wir einander nicht verstehn.›

AN EIN MÄDCHEN IM THEATER

Auf dem abonnierten Sitz im Theater, Mädchen, wie schön
Atmest du Regel aus, holde Gesetzlichkeit.
Nicht umschweifend wie ich, von frevler Einsamkeit gährend,
Trägst du am schaurigen Sumpf irre Fackeln dahin.
Einem Sternbild vielmehr vergleich ich dich, wenn du in Zeiten
Gleichen Abstandes hell aufgehst im nämlichen Kreis,
Stets dich der gleichen Nachbarschaft freust, wie unter Gestirnen
Göttlich ewiges Recht Platz und Gesellschaft bestimmt.
Lüsterne schielen nach Wechsel. Doch du, die immer den gleichen
Klatsch der Nachbarn erträgt, du mit schweigsamem Mund,
Die das gleiche Opernglas auch den wenig verschiednen
Kleinstadtspielen erhebt, achtsam, weil so sich's gebührt,
‹So erscheint der Orion seit je unter minderen Sternen,
Blickt gelassen sie an, blickt und störet sie nicht›
Lernte ich doch an dir, du engelhaft einfache Seele,
Was mir am schwersten fällt: Walten ruhiger Pflicht,
Die das ihre in Frieden tut und ohne Erbittrung. —
Doch du, seliger Stern, glänze und tröste so fort!

AUSFLUG MIT DEN ELTERN

Der Vater, kaum der Eisenbahn entstiegen,
Vernimmt den klar und dunklen Kuckuckschall
Aus Wäldern, die in langen Mulden liegen,
Und nahe Felsen geben Widerhall.
Gleich richtet er sich auf, er möchte fliegen,
Und fragt mit Lust: »Wo ist der Wasserfall?«

Wenn Mühe abfällt, wenn das Schollenland
Die Stadtangst und den Ärger wie ein Schwamm
In seine tausend Poren nimmt und bannt,
Wenn dann im großen Forste Stamm bei Stamm
Uns kühl behütet und der fremde Rand
Des Hochgebirgs erstrahlt mit Alm und Klamm,

Dann fühlt ihr, liebe Eltern, endlich wieder:
Was leben heißt und wie man munter ist.
O Mutter, lache nur vom Abhang nieder
Dein Lachen, das man sonst noch ganz vergißt.
Jetzt füllt es mir wie Licht den Kopf, die Glieder
Und dreifach spüre ich, wie gut du bist.

O möge niemand meine Rührung tadeln,
Da ich euch schreiten sehe, da im Schwung
Der glatte Boden brauner Tannennadeln
Unter euch hinweicht und Begeisterung
Mit allen Kräften, die das Leben adeln,
Aus einem Quell euch anhaucht, eisig-jung.

Schon mischt sich starke schöne Wanderröte
In eurer Runzeln schwache Zeichnung ein.
Ein Steingeröll bringt Vorsicht, Stolpernöte,
Im Tale unten wird es besser sein:
Nun ebnet sich der Weg und nur erhöhte
Baumwurzeln krümmen seltner sich herein.

Es dunkelt und der Mond hat seine Kühle
Mit weißen Dünsten erdenhin gespannt.
Wie ich nun Scherze noch und Worte fühle
Und seh dabei der Wälder dumpfen Stand
Und unter unsrem Brückchen eine Mühle,
Mit Glitzern dran ein weites Wasserband,

Da war es nicht, wie sonst wenn ich im Freien
Mich rege, Ahnung und erhabne Glut.
Es war nur Ruhe, ohne große Weihen
Erdangeschmiegter Klang, beglücktes Blut,
Nun bin ich fromm bei meinen lieben Zweien
Und reine Luft ist hier und alles gut.

ERINNERUNG AN DAS ERSTE EXIL

Da wir an Babels Wassern uns ganz glücklos meinten,
Wie nah war unser Land und unsre hellste Zeit!
Wir dachten Zions und wir weinten.
Doch jeder Muskel dieses Volkes war bereit,

Zu einem Hammer niederfallend zu erstarren.
Die jungen Männer gingen aufrecht, unverdorrt,
Ihr Sklavenmund sprach Königswort,
Und unsrer Frauen Klagen und trauerschwarzes Haar,
Das eine Wolke vor dem klarsten Himmel war,
Es machte uns vor Ungeduld zu Narren.

O eine Ungeduld riß uns, wie Jäterinnen Unkraut reißen.
Durch unsrer Seele Korn anschritt ein Zittern, streng und jung.
Und da ward nichts »schön' Blume« oder »bunter Schmuck« geheißen.
Das Böse fiel. Gott selbst hielt Musterung.

Gott war uns nah und kam in unsre Höhlen,
Da schliefen wir auf hartem Fels und Gott trat ein.
Auf unsre Wangen, blaß und kalt und rein,
Herniedertroff sein Wort gleich siedeheißen Ölen

Und macht uns laut aufheulen durch die Nacht.
O dieser Schmerz war groß, von allen Seiten
Liefen Gequälte her wie nach der Schlacht.
Einander küßte man, man mußte eng beisammen stehn,
Denn jedem war dies Gräßliche geschehn: [uns bereiten.«
»Da unser Gott des Nachts nicht ruht, wie konnten wir zur Ruhe

Nein, damals waren wir nicht elend, nein, damals noch nicht!
Wir hatten ja noch Lieder zu verstecken
Und Harfen, alle Weidenbäume längs des Stromes zu bedecken,
Und unsrer Seelen ungestüme Pflicht!

Friedloses Volk, doch damals noch nicht ganz verbannt,
Du rastest und der zweite Tempel stand.
Und was dann folgte, daß man sich nach deiner Bürde,
Nach deinem Nachtgespenst, das doch noch Gott war, sehnen würde,
Deine gottlose Zukunft war dir heiter unbekannt.

Max Brod.

BILDER AUS DEN SÜDVOGESEN

1.

WIE dieser Seee, des weißen und schwarzen, Patoisnamen: biantch mâ, nor mâ! dunkel und vokalisch heraufkommen aus der fernen Tiefe eines romanischen Dialekts, so liegen sie da, klüftig und zerrissen in der entflammten Orgel des Sturms. In den Kesseln flattert und rast das Geschiebe des Nebels, das Wasser zischt auf und dampft und die aufgesteilten Wände der Felsen bis in das Gesträhne des Fichtenmeers hinauf steigt das riesige Gejohl des Winds. Plötzlich mit überanstrengtem Gebrüll reißt der Sturm die eine Seite, frei von Nebeln, nackt auf und die Flanke des gegenüberliegenden Ufers steht steil mit ausgemeißelten und nordisch kühnen, angestrafften Linien da im leis rauchenden Wasser. Dann wirren Nebel darüber, Wolkenballen sausen brodelnd hinein und in maßlosem Aufruhr tobt die weiche Masse des Dunstes im Griff des Winds.

Über den Kamm saust der Sturm, pflückt die Worte vom Mund, rast, zischt und heult wie eine Sirene. Nimmt Nebelmassen, knetet sie zusammen, wirft sie in die Luft auf wie Fontänenstrahlen, knattert in einem endlosen Zug sie über den Kamm und klatscht sie gleich Fahnen gegen den Rand der aufsteigenden Kieferwälder, die knirschen und rauchen. Wolken fliegen wie Ballen über die Haide und schnüren die Ferne zu. Tau perlt im Gestrüpp und als zwei Hunde mit erschütterndem Gekläff hinter einem Hasen jagend Kreise über die Haide ziehen, bricht die Sonne das erste tiefblaue Loch in die Revolte.

Und nun strömt der Rauch aus den Schluchten, überall steigen aus den Altaren der Forste weiße Dampfschwaden in die ausgebreitete Wärme und Täler tauchen heraus, die schroff sind mit den Kanten der Felsen, den Kanzeln aus Granit und rotbrauner Haide.

Doch alles ist noch ohne Jahreszeit, ist so später Herbst wie es aufkommender Sommer sein könnte, ist anonyme Jahreszeit, Zeitlosigkeit im Sturm, sind Felsen, die sich beruhigen im Ansturm der Winde, Forste, die in der Sonne liegen und denen Herbst kein Blatt verfärbt und Frühling nichts bedeutet, sondern nur dieses: Sturm!

Und überall strahlend in den aufgewölbten Mittag brechen die Teiche auf und die Weiher, die tiefeingebettet in den Höhlen liegen, auf denen, leicht bewegt, die Sonne nun verzittert wie ein engmaschiges, tiefrotes Netz, oder die glasig geschliffen hochstarren gleich Jade und gedunkeltem Malachit.

Gegen die Dämmerung rast der Sturm noch einmal über den Kamm und bricht mit Nebeln ein in die Wälder des Wurzelstein, in dem die Hexen nisten. Aber der Abend wird klar und verläuft bräunlich und wie Zinnober über dem See von Retournemer. Dort steht ein Forsthaus. Vor einem halbdutzend Jahren waren wir hier, Siebenzehnjährige, und die Douaniers waren hinter uns. Aber wir vertrauten uns dem Chemin des Dames und es war ein guter Weg mit seinen Serpentinen und in einer Dachluke des Forsthauses, zwischen Gebälk und im Mond, spielten wir Karten die Nacht . . .

Spät abends in einem ziellosen Geblitz von Sternen brachen kreisende Lichter aus dem Berg und Kegel roten Lichts stachen in die Landschaft. Die Feuer brannten eine halbe Stunde und erregten den Wald und dann fuhr mit Fahnen und Geschrei ein Autobus an dem aufglühenden See vorüber.

2.

Nicht daß es ein Bad ist, Gérardmer, auch nicht daß es schön ist und köstlich und an einem See voll Zartheit liegt, will all dies bedeuten: Daß es französisch ist, gibt ihm die Lässigkeit und die Linie und läßt alles begreifen und bleibt die Mitte und das Verstehenkönnen auch der Wege, die zu ihm führen und derer, die weiterziehn. So die lange Reihe der Seee, die von Retournemer herüber bis an es heran reichen, deren Ufer weiß sind von Reif und in deren zarten Oberflächen die Röte schwimmt vom Dach eines geziegelten Hauses und die pastellhafte Kurve des gesänftigten Höhenzugs mit

dem aufflammenden Gelb der Birken. Und den bleichen Mond und die Kaskaden und den Saut des Cuves und den dunklen Farrn bei den Fichten, wie den milden Aufstieg zu den Höhen mit Kühen und den Matten nach den Gipfeln, auf denen überall mit breitausgeholten Formen helle Landhäuser liegen wie große Aeroplane, die in das Köstliche dieser Ebene jede Minute abzustoßen scheinen. Und gleicherweise versteht sich, noch weit von der Stadt, diese Szene am Brunnen, wo ein Schulhaus liegt im Gewirr zersplitterter Häuser: Jene Parade des Lehrers über die Sauberkeit kindlicher Nägel und die Lust der Bestätigten, der Eifer am Wasser jener, die zu leicht befunden wurden und dann jener Einzug von hundert Holzpantoffeln über die Treppe im Sang und Takt der Marseillaise.

Selbst auch da liegt noch deutlich dieser Duft und führt dieses nahe: Wo das dünne Gesträhn der Fontaine Paxion schon in ein königliches Meer von Matten weist, wo das Tal der Moselotte durch ein glänzendes lichtes Land mit hellen Wegen, vorbei am Gesang der Webereien, wie befreit und erhoben zieht und die zerstreuten Chalets mit zinkbeschlagenen Fronten wie große starke Vögel mit blitzenden und weißen Brüsten an den Bergrücken hocken und auch das Düstere des Lac des Corbeaux ein versöhnlicher Himmel, leicht gemischt aus Messing, Silbergrün und grauglänzendem Lila, lächelnd übersteigt.

Weil es noch früh ist am Tage und spät im Jahr, sieht man nicht viele Menschen in diesem Bade Gérardmer. Nur das noch dampfende Weiß straßenlanger Leinen, die gerade gewebt wurden, bleicht auf allen Wiesen um die Stadt. Aber die Promenaden laufen vornehm um den See, zärtlich wehmütig fallen Blätter über die Wege, die bereift sind. Eine klare Oktobersonne mit festlichem Orange rinnt über die verschlossenen Läden der großen und ländlichen Hotels und über den Park mit den Villen und Chalets. Die weißen Brote und Trauben leuchten aus den Läden, das Land ist voll Licht, in dem schwanke Nebel erzittern. Zwischen den Bäumen erkennt man nur leicht verschwommen einen Zug Infanteristen, deren Hosen rot brennen und die im Stechschritt den Platz umqueren. Vor der Mole liegen viele Ruderboote und ein farbig aufgetakeltes Segelschiff wiegt sich gelassen auf den blitzenden Wellen. Und indem aus dem Rauch des

Sees plötzlich und sich lösend eine Motorjacht stampfend heraus-bricht, tun die Uhren der Stadt, eine vornehm und mit feiner Ruhe hinter der anderen zurücktretend, einen Stundenschlag.

3.

Hier hat sich ein Komplex Historie hingelagert. Dies kleine Tal war die Kulturstätte des Oberelsaß. Unglaublich den Höhenzug dominierend, reckt Murbach seinen Torso auf. Chor und Querschiff nur sind erhalten. Und doch ist dieser Rest zusammengeballte romanische Stärke von ungeheuerer Kraft. Seitlich der Vierung laufen die hohen Türme, von einem Sattel verbunden, in die Höhe und geben der breiten Brust ein unsagbar Beschwingtes. Die Türme sind schön gesäult und diese französischen Einflüsse, die durchbrochenen Fenster, motivisch wiederkehrende Schachbrettfriese und die viele Ornamentik, die die Breite mildert und doch der Fläche das Aus-gespannte nicht raubt, bewirken Eleganz in dem Athletischen der Struktur und geben der Wucht und Würde Aufstieg, Grazie und etwas Fliegendes. Im Ganzen: Gewalt — wie ein maßloses, edles Tier, ein wenig verächtlich herabschauend, steht die Kirche in dem viel zu kleinen, verlassenen Tal. Niederdrückend und hoch spannen sich innen in Chor und Querschiff die Bogen zu einem Gewölbe, das voll ist von Sonne, Erschauern und dem Sang einer Biene.

Hier wurde Pirmin, von Reichenau her verschlagen, angesiedelt — im achten Jahrhundert — das Kloster wuchs, ward Fürstabtei, reichs-unmittelbar, gefürchtet, berühmt. Sie dehnten ihre Herrschaft weit aus, kolonisierten, expansierten sich, gründeten Kirchen, Filialen, besaßen über hundert Dörfer und Städte, wurden die Zentrale der Geistig-keit. Zeitweis hatten sie sogar Luzern. An den Gründungen der Umgebung läßt sich im Maß der Baustile ihre Geschichte verfolgen. Zuerst Lautenbach, dem sie eine romanische Kirche bauten, auch stiernackig, vollflankig und auch wieder gemildert und versöhnt durch anmutige Säulenbogen. Drinnen im Chor sind noch hellblitzende alte Fenster, das Gestühl ist mit expressionistischen, lüstern verrenkten Tierbildagraffen geziert, eine wundervoll geschnitzte Barockkanzel hängt im Schiff. Die alten Säulen sind barock verstuckt und das Ganze ist noch nicht jener verhängnisvollen »stilechten« Renovierung verfallen,

die mancherorts im Elsaß so sehr beliebt ist. Denn auch der Sandstein hat eine von den Jahrhunderten gezeitigte Seele und diese liegt als Stimmungsgehalt mehr und vielmals tiefer gesenkt in den Umarbeitungen der Barockzeit als in der hellgestrichenen, korrekt ursprünglich hergerichteten Formalität, die dem Auge nicht wohl tut, dem Gefühl aber lästig ist.

Dann gründeten die Murbacher St. Leodegar in Gebweiler, zu zwei Fassadentürmen einen starken Vierungsturm, mit allen Zeichen des Übergangs ins Gotische.

Und als viel später die Abtei aufgehoben und in ein weltliches Ritterstift gewandelt ward, zogen die Murbacher nach Gebweiler und bauten die klassizistische jüngere St. Leodegar, ganz im Typ der schweren Zentrale, aber im Signum einer ganz anderen Zeit. Der Altar trägt die Bundeslade, ein Sarkophag öffnet sich, aus dem ‹volles Rokoko› Wolken steigen, die Engel höher tragen bis ganz oben zu dem weiten, von gelbem Licht durchstrahlten Auge Gottes.

Und da neben diesen beiden das kleine Gebweiler noch eine große Kirche der Dominikaner hat, erschrak es ob dieses allzureichen Segens und verwandelte ihr Schiff zur Markthalle und den Chor zum Konzertsaal. Den Knaben der Stadt aber hing es viele Schilde auf, die ihnen unter großen Pönitenzen verboten, mit Steinen nach diesem Gebäude zu werfen.

Am alten Rathaus hängt neben dem Zeichen der Stadt, einer rot- und blauen Zipfelmütze, das Wappen: Der springende Hund von Murbach wie ein Protest gegen dies fabrikenstampfende Tal.

4.

Langsam gleitet die Sonne aus dem Tal in einem Streif, der die Höhen hinaufeilt, die Luft bekommt etwas Stehengebliebenes voll von tiefer Farbe und plastischer Ruhe. Keine Vögel singen mehr und wie der Abend die Dörfer zudeckt, geht selbst kein Wind. Wenige Leute, die die Straße queren, machen schlürfendes Geräusch. Nur die schweren Kirchen widerstehen mit ihrem wuchtigen Kontur der Dämmerung. Dann brechen die Lichter aus den Fenstern, hart hämmern die Glocken über die Dächer und die kleinen Städte, fern Industrie, Eisenbahn und Kultur, sind tot. Mit stillen, aus Jahrzehnten

heraufgewachsenen Gesten, beginnt dann das Leben in den Häusern, die voll Heimlichkeit sind und Gebälk.

Madame tritt in die Tür, hebt den geschwungenen Hafen anmutig und lächelnd bis schräg vor das Gesicht und meldet das Essen. Sie trägt die dampfende Suppe über die Diele hinüber in das andere Zimmer mit den großblumigen, seltsam abgedämpften und verbrauchten Tapeten und den dreieckten verblaßten Rideaux. Vom Ofen geht Wärme langsam durch das Zimmer, das Ofenrohr mit den spiralischen Windungen knistert, in der Ecke unter dem großen ovalen Spiegel steht ein Klavier, auf dem alte Notenbücher liegen, die merkwürdige Stiche haben und in denen Stücke stehen von Rameau. Das Weiß der Decke, Silber, die großen blutroten Räder Schinken, glitzgelber Wein in schlanken Karaffen atmen Schönheit und Feierlichkeit. Die Gläserkanten funkeln, der trübe Spiegel beschlägt sich mit Wärme, auf dem Ofen beginnt ein Spielzeug zu gehen und im Gestühl und dem Parterre hebt ein Knacken an. Die Scheiben der Fenster sind angelaufen, Madame bringt neuen Wein.

Über dem Tal liegt der Sternhimmel und wenige Laternen verbreiten ein seltsames Spiel von Schatten und geheimnisvollem Licht. Von den Kreuzungen fallen rotgelbe Streifen in das schräge und auf- oder absteigende Gekrümm einer Straße, und wie sie im Weiterscheinen nur noch hellere Vertiefungen des Dunkels sind, lösen sich alle Dinge zu neuen abenteuerlichen Formen in ihnen auf. Diese gespenstischen Toreinfahrten wirken mit riesigen Dimensionen, Treppen, die im Schatten liegen, reißen sich maßlos plötzlich in die Höhe. Große Fronten von Ökonomien mit mittelalterlichem Gedunkel und kopfgroßen Fenstern voll gelben Lichts ganz oben, türmen sich seitlings auf, wo die andere Breite der Straße tief und düster in Gärten und Höfe fällt. Hinter dem vorspringenden Dach eines Stalles verschwindet die schnelle Silhouette eines Liebespaares, kreuzweis die Arme verschnürt.

Später, nach dem elften Stundenschlag läuft der Mond über die Stadt. All diese kleinen Vogesenstädte haben eine place du tilleul oder wie sie immer heißt, von alten starken, selbstbewußten Häusern quer umringt, mit einem alten Baum, einem Brunnen, der immer rauschend in lange Tröge fällt, an denen das Eisenwerk schön ist

und die Form alt. Drüber kriecht der Mond, in großen Linien ziehen über die Dächer die straffen Gurten der Höhenzüge, die blau und silbern sind. Scheu weichen die Laternen zurück. Aus der Schmiede klopft noch als einziger Laut in der Nacht ein Hammer und blinkt Rotlicht. Dann spielt der Mond die ganze Nacht mit Geschnitz, Gebälk, Giebeln und Gestühl.

Ein paar Rufe, kurzes Geklirr, das ist die Sensation, die der Morgen aufjagt. Es dauert lang bis die Sonne ins Tal kommt, aber sie macht früh hell und die Schornsteine verströmen weiß und tonlos hellen Rauch in die Rosastriche am Himmel. Die Glocken hämmern die Viertelstunden herunter und die Stille wächst. Kaffee qualmt in dem Zimmer, voll von schwerem Holzwerk und kleinen Fenstern. Zwei Männer treten ein, langsam grüßen sie, Worte fallen von ihrem Mund, als wäre es Mühe, sie trinken einen Likör, stehn schwerfällig, indem ihre Blusen sich blähen, auf, grüßen und gehen. Dann schlägt es acht.

Und nun beginnt die einzige Seltsamkeit. Denn das ist die Zeit der Schule, und da diese schweren und schönen Kinder nur in der letzten zusammengerafften Minute diesen Gang tun und am Ende, oben, des Städtchens eines laufend beginnt und unterwegs alles aus aufgerissenen Toren sich anschließt, unbewegt, springend und stumm, so braust das harte Melos der Holzschuhe durch die eingeschlafene Stille als wie ein vielstimmiger Choral.

5.

Dies ist die Gegend starkgeschichteter Berge und des Herbstes.

Viele Marienfäden verspinnen sich in die Matten, und diese laufen die Abhänge hinunter und wechseln hinüber in die steile Schönheit steinerner Wege. Dies sind ganz die Vogesen: braunrote Flächen ausgespannt in die Sonne und Abhänge voll von Geröll und dem wunderbaren Spielwerk der Linien, beherrschter Kraft, Sehne, Muskel und schwerer Herbigkeit. Überall stehen Heidelbeeren, blau und solche, die noch rot sind wie Johannistrauben. Anemonen und graue Skabiosen stehen in der Waldung. Hasenlattig und Tausendguldenkraut, schwedischer Klee, Moschusmalve und Bitterich betupfen das Gebirg. Brombeeren strecken sich an sonnigen Plätzen, und ihre

Früchte erreichen ungeahnte Süße, und Tollkirschen mischen sich in sie mit ihren tiefschwarzen Fruchtknospen, glänzender als japanischer Lack. Zerzaust mit Ziegenbärten von Moos wagt sich Buchenwerk noch ein Stück höher. Dann aber ist alles Matte und Gestein, das sich breit in die Sonne legt und herrlich stark ist und einsamer als je, weil die Fermen schon seit Michael geschlossen sind und der Gesang der Kuhglocken in die Täler glitt.

Nur wenige erlauchte Gipfel geben in einer überschwenglichen Ausgestreutheit das Bunte, Viele und die Augen Verführende in geballten und durch die Distanz heroischen Zusammenhängen. Ein Konzert von Schlünden und Aufstiegen umkreist den Horizont. Die Last der Gipfel spreitet sich ausgebuchtet oder in konvexer Wölbung in die Kessel. Abhänge sausen zur Ebene. Steinige, zerhackte Klippen hemmen den Fall der Kämme und reißen sie plötzlich hinab. Und aus der strengen Herrlichkeit des Steingeröllls und der Echo, den waldlos nackten, muskulösen Bergrücken, den Kesseln und dem unendlichen Gekreuz gestraffter, sich schneidender und überschlagender Linien baut sich der Wahnsinn und die Wucht eines Panoramas von niederschlagender Gewalt.

Dann aber ist alles voll Herbst.

Braunroten Schaum schlagen die Wellen der Wälder nach den Gipfeln, denen die dunklen Fichten sich entgegenstemmen und wie zerstäubter Ocker ist der Abend über ihnen. Hügel und Berge, Täler und Furchen hinan ist alles aufgeflammt und fällt glühend zurück in die Rinnen und Weiher, in denen Forellen auffunkeln und färben sie voll mit reifem Karmoisin und Inkarnat. Wie Bäche rinnen die kleinen Dörfer in die großen Täler, an denen die Rebenterrassen aufsteigen, und wie eine entrollte Fahne breitet sich der Herbst, gesammelt aus tausend kleinen Wimpeln, aus durch das Sankt Gregoriental, das trieft von dem blendenden Weiß des Käses, der Butter und des Brotes, und prescht mit Brausen über die hohen Kathedralen hinein wie ein Meer in das silbrige Gefäß des Ried.

Kasimir Edschmid.

DOSTOJEWSKI UND DIE FRAUEN

Es ist im letzten Grunde nicht wahr, daß man das Gleichgewicht zwischen Fleisch und Geist halten kann. Eines reißt das andere immer mit fort. In allen großen Dichtern ist die Materie besiegt. Je mehr sie das Fleisch lieben, um so mehr fürchten sie es. Oder mißtrauen ihm zumindest. Was wäre in Wahrheit eine Kunst, die nicht idealistisch ist? Ja was selbst ein Gedanke?

Wie er in der Liebe ist, das ist das große Geheimnis des Mannes, und ist jenes, das der Künstler am meisten verbirgt. Kennt man dieses Geheimnis, so kennt man den übrigen Charakter. Ich denke nicht nur an die Liebe des Künstlers für seinen Gott oder für seine Kunst, sondern an seine Liebe zur Frau, an alle diese Gedanken des Fleisches, welche das Bewußtsein nicht kennt und welche das Herz nährt, ohne sie immer zu benennen, nährt in einem Raume des Mystischen. Und oft ist das Geheimnis des Mannes nicht in dem, was er von sich an das Objekt seiner Liebe hingibt, sondern viel mehr in all dem, was er für sich behält, was er verbirgt, was er nie sehen läßt und niemandem anvertraut.

Von Buch zu Buch führt Dostojewski eine bizarre Menage mit den Frauen. Was für traurige und brennende Liebesnächte! Ich suche in ihm den Schlüssel zu seinen Meisterwerken. Sein Leben hat nicht alles gewagt, was seine Werke vollendet haben. Seine Werke haben nichts dunkles mehr, wenn man sie mit seinem Leben beleuchtet.

Er schloß in Sibirien eine seltsame Ehe mit der Witwe eines Arztes, einer unglücklichen und schon etwas gealterten Frau. Eine Ehe, wie man sie in seinen Romanen sieht: Nächte des Mitleids und der Wut, eine Mischung von Tränen, Hysterie, Leiden und Gewissensbissen Dostojewski und seine Helden heiraten, wie man die längste Marter in allen Arten der Todesstrafen wählt. Es handelt sich darum, das Kreuz auf sich zu nehmen, und oft ohne alle

Hoffnung. Das Verlangen ist hier nur ein Reiz mehr des Opfers. Das Fleisch sucht, schwach sogar, nicht sein Vergnügen, sondern seinen Beweis und seine Traurigkeit.

Die Seele gibt sich ohne Freude hin, nicht wie einem Versprechen des Glückes, sondern einer Art zerreißenden Elends, einer Fatalität ihrer Wahl. Das wäre wenig, wenn man, ohne Hoffnung für das eigene Glück, die Illusion bewahrte, es einem andern zu geben. Aber so ist es nicht. Die Ehen Dostojewskis vollenden eine Glücklosigkeit, die nicht sich erfüllte, heirateten sich die Liebenden bloß nicht, sondern die sie zum Wahnsinn führte, wenn sie sich nicht entschlossen hätten, das Unglück voll zu machen. Denn dies ist das Ende: die Ehen Dostojewskis sind das vollendete Unglück. Im Grunde ist er gegen das Fleisch bis dahin, daß nichts ihm gelingen dürfe, nicht das, was es erhält, noch das, was nicht zu erreichen es so sehr gelitten hat. Es erreicht nichts als sein Elend. Und das ist alles was es verdient.

Er hat für die Frauen eine brennende und schmerzliche Zärtlichkeit. Man möchte sagen, er hat ein Bedürfnis danach, von ihnen zu leiden, und trotzdem es ihm davor graut, sie leiden zu machen, weiß er doch, daß er ihnen immer ein Anlaß zum Leiden ist. Ein Verlangen nach ihnen, grenzenlos, eine Angst, sie zu berühren, ein Grauen, sie und sich zu befriedigen. Eine Furcht vor ihnen allen ist in ihm, und gerade dadurch ziehen sie ihn an. Er konnte ganz gewiß die Gegenwart von Frauen nicht entbehren, und ohne in irgendwas das Glück einer Frau machen zu können, mußte er träumen, eine Frau würde ihn glücklich machen.

Seine erste Ehe ist schrecklich: sie stinkt nach Häßlichkeit und Schmutz des Hauses. Eine bettlägerige Liebe. Hier wollte Dostojewski sein eigenes Sakrifizium. Er hat eine Züchtigung gesucht, er hat eine Sünde abgebüßt, die ich fühle, die ich sehe und die ich nicht nennen will.

Später nimmt er, kaum Witwer von dieser Witwe, ein junges Mädchen zur Frau. Er hatte eine Leidenschaft für junge Mädchen, und niemand hat gewußt wie weit die ging. Er gehört zu jenen, für welche die Unschuld und die erste Jugend die Blüte in der Blüte ist, die Liebe der Liebe.

Der Fürst Muischkin ist, in der Liebe, Dostojewski selber. Er verlangt für die Wollust die feinste der Frauen, sucht dieses Lächeln zwischen Herz und Fleisch, das der Charme der jungen Mädchen ist, er träumt mit ihnen von den Zärtlichkeiten der Liebhaber, ob sie schmeichelnde Hände haben, ob sie Gefühl für unschuldige Liebkosungen haben, ob sie wie Kinder sein können . . .

Erschreckt sehe ich auf das Leben einer Frau mit einem solchen Mann, und auf das Leben eines solchen Mannes mit irgendeiner Frau. Er kann ihr nur seinen fleischlichen Schatten geben, mit allen Miseren, die ihm anhaften wie gleich viele blessierte Glieder an Hautfetzen hängen. Für alles andere bewahrt er ein ewiges Schweigen. Er bricht es nur, um sich in fiebrigen Peinen und Leidenschaften zu wälzen. Die Freude solcher Menschen ist immer stumm, so wenig zählt sie. Ihr Schmerz allein ist beredt.

Eine Frau muß mit ihm leiden. Muß, sage ich. Denn er weiß, daß das ihre Berufung ist, wenn sie wahrhaft Frau ist. Sie muß leiden und ihm ist es ein Müssen, daß er daran leidet, leiden zu machen. So erkennen sich die Geschlechter, und lieben sich schließlich. Die Liebe ist in diese Praxis hineingeboren. Anders maskiert das egoistische Vergnügen alles.

Welche Geduld braucht eine Frau, ist in ihr, um das Leiden zu ertragen, das aus einem solchen Manne sich gebiert! Die Geduld einer Frau ist ihre Stärke. Welcher Mut ist in ihr, um ihren Glauben an das Leben zu behalten! Für den Mann muß sie, wenn sie liebt, den Glauben haben, wenn sie ihn für sich selbst verloren hat. Sie kann den Willen eines solchen Mannes nicht betrügen, sie kann nicht die ganz einzige Lehre seines Werkes vergessen: daß der Glaube an das Leben, coûte que coûte, die unerschöpfliche Mutter der Schönheit ist.

Eines Mannes Weib sein ist hart. Aber es ist auch mehr wert als eine jener fetten Prostituierten zu sein, welche zwischen Paris und Nizza aus ihrem Mannshaß Bücher machen, indem sie sich selber im Spiegel abschlecken. Und weil sie die Schmach der Eigenliebe sind, halten sie sich für Künstlerinnen. Nicht der Lais, die ihre Pusteln kratzt, sondern ihnen verdankt man die Züchtigung, eine Ewigkeit lang in den Schlamm ihrer Geschwüre und den Brei ihrer

Exkremente zu tauchen, die Reize, die sie sich gefunden haben, die scheußlichen Vergnügen, die sie da kosten.

Di quella sozza scapigliata fante,
Che là si graffia con l'unghie merdose,
Ed or s'accoscia, ora è in piede stante.
⟨Inf. 28, 44⟩.

Weil er sie leiden sah, und weil er die Frauen leiden machte, ganz mit Leidenschaft verlangend, sie zu erheben und zu heilen: deshalb kennt sie Dostojewski besser als irgendeiner.

Er sieht sie bald grausam wie den Vorwurf des Fleisches, bald süßer als die nährende Milch im Munde, aber immer alle toll: toll egoistisch oder toll sich zu geben, toll darauf den Mann zu töten, oder toll darauf, sich ihm zu opfern; Er kennt ihre einzige Leidenschaft, dieses ewige Erwarten, in dem sie fluten: immer die gleiche schlafende Eva, die darauf wartet, daß der Finger ihres Gottes ihr den Funken mitteilt und sie zum Leben ruft.

Und in dieser währenden Erwartung errät er immer ihre ewige Täuschung, ihre ewige Verzweiflung: also muß man für sie leben! Sie können das Leben geben, aber nicht haben! Man muß ihnen das Feuer einblasen, welches der Seele ganzes Leben ist; man darf nie diese unsterbliche und heikle Flamme fallen lassen. Und weil es verhängnisvoll ist, daß man nicht immer für sie die Flamme nähren kann, darum müssen sie die Duperie des ganzen Geschenkes beklagen, das sie mit sich selber dem Manne und der Liebe machen wollten.

Er ahnte ihre grausame Glut, diese eisigen Rankünen, welche den Herd der Zärtlichkeit und des Verlangens bedrohen. Er ließ ihn wie eine schwächliche Andeutung dieser sinnlichen Seele, dieser perversen Scham, dieser unschuldigen und jungfräulichen Wollust, welche im Gefühle junger Mädchen zittern und welche das leidenschaftliche Rasen der schuldigen Frau anfachen als ein unauslöschbares Bedauern.

Alles in ihnen ist passiv. Ihr Opfer hat zuweilen die Heftigkeit eines egoistischen Appells an die Gewalt, die sie aber zurückstoßen. Sie geben in das Genommenwerden etwas wie ein brennendes Wohlgefallen, um später daraus einen unbarmherzigen Vorwurf zu machen. Sie sind in ihren scharfen Düften ganz die Blüte, die den Pollen

verlangt, befruchtet zu werden verlangt, während sie doch die Illusion haben, nichts als zu resignieren. Sie sind auch die Frucht, welche sich die Sonne zum Reifwerden erhofft, und welche die Reife verfluchen wird, nach der ihr Fruchtfleisch begierig ist.

Erwarten, immer erwarten, um nie erhört zu werden, — das ist die Frau. Er ist mehr als ein Mann, dieser Dostojewski, und um das mehr, was er mehr Dostojewski ist. Mehr als ein Mann und mehr als eine Frau. Alle diese Männer und alle diese Frauen in ihm sind alle ganz er selber, jedes ganz er selber, für eine Zeit und nicht untereinander verbunden. Das Ich vervielfacht sich auf diese Weise. Der Mann, der dieses fatale Geschenk bekommen hat, trägt natürlich in das Leben und in seine Werke die Formen des Traumes.

Der so vielfache und so eine Dostojewski sinnt die Liebe mit zwei oder drei oder mehr Frauen, denn er hat in sich zwei oder drei oder mehr Männer, für jede Frau, die er liebt, einen. Sei es, daß er das Verlangen in seinem Fleische hat, sei es, daß er einem seltenen Idol oder der Jungfrau einen Kult weiht. Verschwendung der Liebe, Teilung, die einem mächtigen und mysteriösen Bedürfnis entspricht. Er muß die Seele haben, und das Fleisch. Mit der Lust muß er die Tränen haben. Und im Brande der befruchteten Frau muß er auch die Jugend haben, die Blüte oder selbst die Kindheit.

Er ist nicht weit davon, derselben Frau zwei oder drei Männer zu erlauben, weil er sie in sich selber findet, und alle drei in ihm haben Bedürfnis nach der Frau, die er liebt. Aus diesem dunklen Grunde heben sich die seltsamen Helden seiner Bücher: alle zusammen in der gleichen Liebe, geben nur einen, ihn, Dostojewski. Daher diese geduldige Analyse, welche eine Seite des Charakters nur in funktioneller Verbindung mit einer andern Seite betrachtet. Daher auch dieses Zusammenstimmen im Leben und besonders in der äußersten Liebe alles dessen, was unverstehbare Gegensätzlichkeit für den Geist ist.

Das Begehren dieses Mannes nach dem jungen Mädchen zittert, eine Feuernelke im Beet, von Blütenblättern schwer. Die Leidenschaft für die Unschuld, der Elan zur jungfräulichen Form hin, diese brennende Essenz, die so mächtig und so subtil ist, daß ein vergossener Tropfen jede andere Liebe ganz parfümiert, und merkbar

noch ist in der gemeinsten Liebe, — ihr widersteht Dostojewski nie. Übrigens ist das junge Mädchen nur in uns.

Ich glaube, er sucht die Jungfrau in jeder Frau; er kann nur sie lieben. Diese Predilektion reißt ihn fort, trägt ihn in den dritten Himmel, wo sie ihn hinabzusteigen zwingt bis zu diesem Frühlingsfuror, wo die Lüsternheit des Mannes sich an das Kind wendet. Er kommt dahin, nicht aus Laster, sondern aus Tugend der wallfahrenden Leidenschaft. Dieses Übermaß ist den Sklaven des brutalen Appetites schwer verständlich zu machen.

In dem nach Liebe unersättlichen Manne zuckt und klopft eine Leidenschaft, die über alle Begierden herrscht: eine Liebe zu haben, in der alle Lieben ineinander verschmelzen und sich verschlingen. Er ist Frau und er ist Mann; er ist Liebender und er ist Vater; er ist Fleisch für seine Seele wenn sie rast; er ist ganz Seele für das Verlangen seines Fleisches. Und er will die Unschuld, weil sie unter allen Essenzen der Liebe die unersetzlichste ist. An Wagner erinnert er mich, der mit einem Eifer gleicher Art darauf aus ist, die Liebe der Liebenden durch Verwandtschaft zu vervielfachen und der vor den verbotenen Graden nicht zurückschreckt. Der Liebende ist der Bruder seiner Geliebten. Siegfried ist fast der Sohn seiner Geliebten und so oft er an sie denkt, denkt er an seine Mutter. Kundry stiehlt einen Sohneskuß von den Lippen des keuchenden Parsival.

Man erzählt mir, Dostojewski hauste mit einem kleinen Mädchen — ich war nicht erstaunt. Und ich bin sicher, hätte er hiervon sichtbare Fakten gelassen, ich schlüge die Annalen des verborgenen Mannes auf.

Man glaube nicht, man sei in dem Maße sinnlich, in dem man leidenschaftlich ist. Es kann geschehen, daß der Furor der Sinne mit der Leidenschaft wächst. Aber die leidenschaftliche Imagination ist auch einer Art fleischlicher Idealität unterworfen. Nichts schwitzt aus ihren Räuschen, und der sinnliche Brand verbraucht sich darin, die Schwierigkeit zu suchen.

Dostojewski ist bigam: dies zumindest. Ich spreche nur von seinen Intentionen. Die Leidenschaft begegnet selten ihrem Objekt, seltener noch findet man die zwei oder drei Frauen, die man in einer begehrt.

Das Mitleid mit einer Frau, die man weniger liebt als man von

ihr geliebt wird, ist eine böse Passion. Sie führt manchmal sicherer zum Tode als die andere. So übersteigt die Wut des Selbstopfers weit jene Wut, die man darein legt, sich die andern zu opfern.

Er wollte sie alle beide: die eine für sich, und sich für die andere auch. Ein verschwiegenes Geheimnis bekennt Dostojewski: sich der Frau geben, die uns liebt und die von uns ihr Heil erwartet, und die Frau nehmen, die wir lieben, von der wir die Lust erwarten, jene welche die Leidenschaft leben macht und jene, welche sie tötet. An dem düsteren Abend im ‚Idiot' wachen die beiden Männer, der Geliebte und der Gatte, das Opfer und der Henker, bei derselben Frau, die zwiefach war und die tot ist, auch sie Opfer und Henkerin. Und am Ende: die Lust, die man verlangt und das Heil, das man austeilt, schmelzen in der unergründlichsten Pein zusammen.

Was nur ist dieses Suchen nach dem Schmerz in einem Gefühle, das dem Manne aus seiner Natur heraus das größte Glück verspricht? Ist es nicht das Verhängnis im Bewußtsein? Es scheint, daß Mann und Frau nicht für das gemeinsame Leben geschaffen sind. Die Leidenschaft währt mehr oder weniger lange, aber sie ist kein Zustand der Dauer. Die Leidenschaft lebt wie das Drama vom Kampf und löst sich im Tode. Je mehr Mann und Frau sich lieben, um so verhängnisvoller ist es für sie, vereint und vermischt zu leben. Dem Genius der Gattung, den nur der Augenblick kümmert, substituiert sich der Genius der Zärtlichkeit, welcher die konträren Elemente zusammenzustimmen und aus einem vorübergehenden Zustand einen dauernden zu machen vorgibt. Eine solche Gewalttätigkeit gegen die Natur geht nicht ohne Schmerz. Und ich sage, daß er notwendig ist. Die menschliche Liebe unterscheidet sich dadurch von der natürlichen Liebe der andern Kreaturen und selbst von der der meisten Menschen, wenn man so viele elendeste Paare bedenkt.

Damit Mann und Weib einander leiden können, müssen sie aneinander leiden. Das ist das Gesetz. Ich spreche von dem im Bewußtsein vollendeten Menschen.

Die Übereinstimmung kommt nur aus dem Opfer. Der am meisten liebt, der leidet am meisten. Gewöhnlich bekommt die Frau das schmerzhafte Teil, und oft wählt sie sich die Rolle aus. Aber der bessere Mann läßt sie ihr nicht.

Das Herz ist in der Liebe zu sehr entwürdigt, wenn es nicht leidet. Allein das Leiden gibt uns unsere menschliche Würde zurück. Wo ist der tief Liebende, den Amor nicht zur Verzeihung der schlimmsten Beleidigungen herabwürdigt? Man muß groß von der Frau leiden, um seiner selbst würdig zu bleiben in der Liebe, die man einer Frau gibt, und sogar in der Liebe, die sie uns bewilligt.

Und es ist nicht nur das Geschlechtlich-Natürliche, das sich im Manne und in der Frau entgegenstellt. Wenn die Herzen Mitschuldige sind, so ist es das Schicksal nicht. Das Elend, die Krankheit, die Trauer, alles was jeden Menschen unter einer schicksalsvollen Maske peinigt, das demaskiert sich in der Liebe und nimmt zwischen Liebenden das Gesicht des andern an.

Die Liebe ist das, was uns am meisten von den Alten trennt. Unsere Leidenschaft ist so brennend und so groß nur, damit wir in uns die Einung der beiden Welten vollziehen können: das christliche Herz bewohnt das heidnische Fleisch, und das heidnische Fleisch spukt im christlichen Herzen. Es ist unsere Liebe, die uns zeigt, daß wir nicht eine Welt in uns von der andern trennen können ohne uns vom Ganzen der Welt auszuschließen.

Das Mysterium der Liebe und das des Schmerzes sind eins. Ich glaube nur an leidende Liebe. Und der Schmerz ist nicht die Krankheit: der Schmerz ist eine Bereicherung. Psyche hätte ihren Gott nicht verloren, hätte sie ihn aus der Schlaflosigkeit des Schmerzes und nicht aus dem Schlafe des Vergnügens aufgeweckt. Ohne den Schmerz ist die Liebe nur ein Schatten ihrer selbst.

Die Alten kannten den Schmerz nicht, weil sie ihn zu besiegen glaubten. Und wir, wir müssen ihn retten. Der Schmerz ist nicht der Ort unseres Verlangens, sondern der Ort unserer Gewißheit. Die Alten sind allzu fleischlich. Ich sage nicht, daß wir aus dem Schmerz eine Auserwählung machen müssen. So viel als nötig muß man alles tun, sich von ihm zu befreien. Aber kennen muß man ihn. Der wahre Mann ist nicht der Herr seines Schmerzes, nicht dessen Flüchtling, nicht sein Sklave: er muß des Schmerzes Erlöser sein.

Auf der christlichen Passion, die dem Leben so viele Wiederhalle und Tiefe gegeben hat, darauf müssen wir ein neues Leben er-

richten. Und dessen Freude wird allein die Größe sein. Denn wo das Leben ist, ist auch die Freude, selbst in den Todesstrafen. Leben, das ist Freude haben, um welchen Preis immer. Weder die Größe noch die Schönheit sind ohne Leid wertvoll. Also wandle der Mensch nicht mehr ohne eine innere Trauer, als welche Preis gibt allem: der Tau der Tränen auf einem wunderherrlichen Antlitz. Man sollte sich nicht rühmen, den Menschen auf ein Alter zurückzubringen, das er nicht mehr hat, noch in ihm auszutilgen irgend eine der Mächte, welche die Vergangenheit in ihn gegeben hat und die ihm nötig waren, weil er sie sich gegeben hat. Der Schmerz ist eine hohe Macht.

Statt irgendwas zu zerstören, müssen wir alles in uns vollenden und zu Ende bringen.

Wenn es nötig wäre, die christliche Leidenschaft zu rechtfertigen, so sagte ich, sie hat die Liebe erschaffen durch den unendlichen Preis, den der Schmerz ihr gibt. Die Kunst ist ein Übermaß der gleichen Ordnung, wenn man sie mit dem Spiele vergleicht. Bei den Alten ist die Liebe eine junge Flamme, die leuchtet und sich verzehrt. Unsere Liebe ist ein währendes Feuer und das zu währen verlangt, ein Glutbecken, das seine Flammen in dem Maße belebt als es sie verschlingt, eine alles Leben nährende Hitze. Die Liebe der Alten ist nur die Hülle der unsern: den Sinnen ist das Herz zugegeben.

A. Suarès.

ZWECKE DER KUNST

DER bleiche Maharadja von Brama-Datta lag im Sterben. Ein Leben lang war es stets seine einzige Sorge gewesen, wie man die träge Zeit vom Aufstehn zum Schlafengehn mit möglichst viel Zerstreuungen ausfüllt. Er hielt die schönsten Frauen in seinem Harem, die edelsten Pferde in seinem Stall — und das Küssen hat ihn gelangweilt und das Reiten ihn nur ermüdet. Wenn er gewann beim Spiel, so ließ er den Gewinnst unberührt auf dem Tisch liegen, und wenn er verlor, so tat er einfach einen Griff in den großen Geldsack, den zwei hinter ihm stehende Diener immer bereit hielten und schmiß die Gelder mit einer gleichgültigen Gebärde hin. Die Segel seiner nervösen Yacht knatterten reiselustig auf offener See, mit einer Mannschaft, den Wink des Herrn erwartend, — aber die blasse, feine Herrenhand zauderte zu winken. Da geschah es in einer schlaflosen Nacht, daß er vom launischen Wunsch erfaßt, sich in einer Sänfte zu Schiff tragen ließ, um sofort darauf loszufahren. Die gelbglühenden Ufer Asiens und Afrikas glitten vor seinem fahlen Blick, die Wolkenkratzer der amerikanischen Häfen, die aus Ruß und Rauch und Nebel und Dampf mit tausend schimmernden Fenstern hervorblitzten, konnten ihn nicht ans Ufer locken und wurden kaum eines langsamen Augenaufschlags gewürdigt, — und in Europa, wo der Maharadja das Land betrat, rollten ihn Expreßzüge und Automobile durch die Aufregung großer Städte, die ihn aber nicht mehr aufregen konnten.

Nun lag der Maharadja in seinem damastenen Bett und fühlte den Tod nahen. Die tötliche Ermattung der Glieder war ihm eine solche Freude, daß kein Arzt ihn heilen, keine Frau ihn pflegen, kein Diener ihn berühren durfte. Nur seinen Sohn, den blonden Prinzen Rosch-Ha-Kipur hielt er krampfhaft umarmt, streichelte und herzte

und küßte ihn, und die Getreuen, die im Halbkreis um ihn herumstanden, hörten, wie er sprach mit einer Stimme, die sich todesmüd aus wundem Innern hinausrang. »Die Zerstreuung zerstreut nicht, sie zerstückelt. Das Stückwerk meines jämmerlichen Daseins geriet in furchtbaren Widerspruch mit der Welt. Sie hat sich grausam an mir gerächt. Ich war unglücklich, sehr unglücklich, und mußte in meinem Jammer auch noch die Verachtung meiner Untertanen — ja, ja die Verachtung, was bedarf es vor dem Tod all' der dummen Schmeicheleien? — ich mußte eure achselzuckende Verachtung über mich ergehen lassen. Aus dem Leben meines Sohnes soll der Widerspruch verschwinden. Sein Leben hat voll und hell, im Einklang mit dem Leben des Alls zu sein. Helft mir, ratet — wem soll ich ihn anvertrauen? Wer von euch kann das Leben dieses blonden, fürstlichen Kindes zum Ausdruck alles Daseins machen und ihn so zum leuchtenden Verehrtsein unter Menschen und zum strahlenden Glück erziehen?«

Da trat aus der Reihe der Zuhörer ein heiliger Mann hervor, der all' seine Tage auf einer Säule betend verbracht hat und der nun in das königliche Haus berufen war, um für die Gesundheit seines sterbenden Herrn zu beten.

»Gib ihn mir — begann der Fakir — dein blondes, fürstliches Kind. Er wird sich jung und schlank auf eine Säule neben der Meinen stellen und, bis er grau wird und alt, seine Jahre auf der Säule stehend, in andächtiger Betrachtung des Alls verbringen. So wird dein Wunsch erfüllt und dein Sohn ein verehrtes, ruhmvolles, glücklich-ruhiges Dasein in herrlichem Einklang mit der Ruhe des Alls verbringen.«

Ein Zucken des Unmuts fuhr durch das kranke, zerwühlte Gesicht des Maharadja, und man vernahm, daß er wie ein gequältes Kind in heiserem Gestön nervöse Fragen vor sich hin murmelte: »Ruhe? Wo ist Ruhe? Was ist Ruhe? Ruht die Sonne? Ruht der Mond? Ruhen die Sterne? Ruht das Meer? Ruht die Zeit? Warum soll der Mensch ruhen? Ruh ist Tod, Leben ist Unruh! In dir, heiliger Mann, verehren die Menschen die Ruhe des heiligen Tods. Lehrt mir, sagt mir nur, wie soll mein Sohn in der unruhigen Wirrnis des Lebens verehrt und glücklich und ruhmvoll sein?«

»Gib ihn mir« — schrie ein Mann, der eben aus Europa kam, um

dort das Neueste in Ackerbau und Handel, im Fliegen und Fahren zu erlernen — »ich will dem blonden Prinzen zeigen wie man Fabriken baut, Kanäle gräbt, Eisenbahnlinien zieht, den Boden fruchtbar macht, Schulen gründet, Wege durch Felsen und Berge bricht, Städte ordnet, Gesetze macht, Handel treibt und mit teuflischen Waffen siegreiche Kriege führt. Dein blonder Fürst soll ein Mann der Tat sein, — denn nur ein nützliches und zweckmäßiges, rastlos-unruhiges Leben kann in Einklang mit der nützlichen und zweckmäßigen Unruh' alles Seins zum leuchtenden Verehrtsein unter Menschen und zum strahlenden Glück führen.«

Es war von neuem eine unmutige Geste des Fürsten, die dem Sprechenden das Schweigen gebot. Schon wieder konnte man gelispelte Fragen hören: »Zweck und Grund — Grund und Zweck! Was ist Grund? Was ist Zweck? Wer so spricht, ist ein Lügner, ein Fälscher, ein dummer Kerl, der sich selbst täuscht. Das Glück ist sonder Falsch. Das Glück ist keine Täuschung. Oder es gibt kein Glück auf dieser Welt.« »Mein armes — du mein ärmstes, gutes Kind!« seufzte der Fürst, rang seine schwachen Hände und die gebrochenen, verzweifelten Vateraugen fielen nun auf den Poeten, dessen Gedichte er sich in besseren Tagen gerne vorsingen und dessen Fabeln er gar oft erzählen ließ.

Der Dichter holte tief Atem und begann also zu sprechen:

»Dein blonder Prinz hat verträumte, schöne Augen, die blau sind wie Kornblumen im Feld. Ich will machen, daß aus seinen Träumen Kunstwerke erblühen. Er soll ein Künstler sein, nicht um die Menschen zu belehren, nein, — sie holen ja ihre Belehrung ganz anderswo, nicht um sie zu veredeln, nein, — sie lassen sich ja überhaupt nicht veredeln, nicht um ihnen den Jammer des Daseins zu erleichtern — nein! — die Leutchen unterhalten sich ja bei Spiel und Tanz und fröhlichem Gelage, — auch nicht, damit er in seiner Kunst der Natur einen Spiegel entgegenhalte, denn sie ist sich ja selbst der schönste Spiegel allüberall. Ob er nun eine Fabel sinnreich zu Ende führt, ob er auf die Suche nach einem Reim geht, ob er Figuren in Holz schnitzt oder mit einem dünnen Pinsel die Farben der starken Natur abringt, — es ist gleichgültig, was er tut, wie er tut, wieso, weshalb und warum er tut. Mir haben europäische Schiffer von einem

Manne mit langem, weißen Bart, mit wilden, rollenden Augen und mit einer zerquetschten Nase erzählt, der einst in einer Stadt, die die Leute von dort drüben, ich weiß nicht recht warum, die Ewige nennen, mit nach rückwärts gebeugtem, wehem Nacken und gekrümmt auf einem Gerüst hockend, die Wände einer großen Kapelle bemalt hat. Und die Kapelle, wo dieser Mann Jahre und Jahre verbracht, wo er gearbeitet, gerungen, geschuftet und schließlich, wie mir die Schiffer sagen, Großartiges oder doch ihrem rohen, europäischen Sinn großartig zu sein Scheinendes, fertig gebracht hat, — diese Kapelle war, denk dir, o Fürst, auch bei hellichtem Tag dunkel, wie die Stunde der Dämmerung, so daß die Gemälde sich, wie durch einen Flor, eben nur erraten, kaum sehen ließen. Daraus ist zu erkennen, wie ganz und gar hinfällig auch unser bestes Werk ist, und daß es ja gar nicht auf das Werk, allein nur auf den Trieb ankommt, diese Werke zu schaffen. So ist es auch erklärlich, daß die Menschen selbst den Künstler eines mißlungenen, unvollkommenen Werkes verehren, wenn sie nur diesen heiligen, unsinnigen Trieb zu schaffen in ihm fühlen. Dieser Kampf um einen Erfolg, der kein Erfolg ist, diese Arbeit um eine Wirkung, die nirgend wirkt, dieses fortwährende Streben, das nur einen Zweck hat, ziellos zu sein und sofort zwecklos wird, wo es sich irgendein Ziel steckt, setzt einen armen Mann wie mich, in Einklang mit der rastlosen Unruhe der Natur, die grundlos und zwecklos und nutzlos Welten aus dem Nichts für das Nichts schafft. Gib ihn mir, den Prinzen, deinen blonden Sohn, ich will ihn zu Tagen schöpferischer Unruhe, zum fiebernden Schaffen schlafloser Nächte, zum Wahn des Selbst- und Weltvergessens, zu unsrer strahlend-glücklichen Qual erziehen, auf daß die Leute in ihm den Künstler, den besten, vollsten Ausdruck der Zwecklosigkeit alles Daseins mit Ruhm verehren.«

Der Maharadja nickte mit einem leisen Nicken seines Hauptes, löste die Hand aus der Hand seines Sohnes und schob dann den blonden Prinzen sanft dem Dichter zu.

Ludwig Hatvany.

ZWISCHEN DEN KLEINEN SEEN

ER HAT CHRISTUS GEKREUZIGT!

EIN Schlachtname — Kiew — wert, lange im Gedächtnis der europäischen Menschheit bewahrt zu werden. Nein, man soll nicht vergessen! Vergessenheit bringt falsche Stärke und schwächlichen Leichtsinn.

Wir haben, in Deutschland, Konitz gehabt, wo auch ein Ritualmordprozeß versucht wurde. Aber ein solcher Prozeß, ohne die tiefere Entsetzensmusik vorausgegangener Pogrome, ohne daß in allem Für und Wider im Gerichtssaal die Drohung neuer Massenverfolgungen zittert, grollt,.. wirkt nur lächerlich.

Sie sind von erschreckender Ernsthaftigkeit — dort drüben.

Und doch: scheint nicht schon lange Zeit verflossen, seitdem die Kosaken in Israel waren?..

Zur Hunnenzeit und später, vor hundert Jahren, ging es uns Christen ebenso. Die Hunnen waren kaum über dem Bach, da hatten sie sich schon in eine Art Sage, die Sage von einer wahrhaft höllischen Erscheinung verwandelt. Ein Albdruck war gewichen. Man rieb sich die Augen und besah den Schaden.

Denn wenn wir ihn nicht über uns haben, können wir uns nur mit größter Mühe einen Begriff von einem Kosaken machen. Es gehört eine intellektuelle Anstrengung dazu, deren einfache Leute nicht fähig sind.

*

Keine großen Gebirge, keine Wüsten trennen uns von ihnen, und selbst Meere wären kein Hindernis. Heute gibt es nur noch eins, das die Völker trennt: die Seele. Ich weiß...

Ich weiß, daß auch dieser Artikel maschinenmäßig hergestellt wird, und ich kenne das Geheimnis der Fabrikation. Gab es nicht eine Zeit, wo jeder Straßenjunge in Frankreich dem »perfiden Albion« die unangenehmsten Kehrreime ins Gesicht pfiff? Als der Kapitän Marchand, ein tapferer Kopf und überdies das Kolonialidol vieler Pariser Saisons, vor den Engländern die Trikolore niederholen und Faschoda räumen mußte? Die Regierung der Republik knirschte hörbar mit dem Tintenfaß, das französische Volk schrie auf — wie laut! wie laut!

Zuerst in den Zeitungen.

In allen Zeitungen!

Und dann in den Kaffeehäusern und den zahllosen Kneipen des Landes: diesem tausendfältigen Echo der Presse, von wo die politischen Erregungen der Stunde in die Familien verschleppt werden, bis, auf einmal, ein einziger Schrei aus allen Häusern des Landes und aus dem Boden selbst zu steigen scheint...

Perfides Albion! Und ich erinnere mich, wie dieser aufrichtige Wutschrei, mit dem ganz Frankreich das haßerfüllte Gesicht gegen England wandte, — kassiert wurde. Es dauerte etwas länger, die Regierung drückte sanfter auf den Knopf, die Leitung wurde nicht vom Schock der Empörung erschüttert: die Presse sandte ihre psychomagnetischen Wellen in Abständen und sorgfältigen Abstufungen ins Land, aber, als dann der Termin für das Verbrüderungsfest angesetzt werden konnte und die Begeisterung erst in Gang gekommen war, da regnete der heitere Himmel Frankreichs soviel Rosen auf den Nachbar und Freund, wie noch nie, seitdem der dritte Napoleon nach Italien gegangen war. Und jetzt.. Jetzt singen sie in den Kinderschulen ein Lied, worin es heißt, die Engländer seien herrliche Menschen, tapfer, klug, schön, ja, alles in allem, fast Franzosen...

Trotzdem.

Tausend Jahre Menschentum trennen uns von dem Orient, der in ozeanischen Wellen gegen die Ostmarken Europas schlägt: ein Wehr, das mit Deutschlands Macht steht und bricht ‹— Herrschaften!›

Rußland: das ist die — sehr flüchtige — Quarantäne für einen heranwandernden Weltteil, .. in der täglich die widernatürliche Hochzeit mit diesem Teile gefeiert wird. Ein kleiner europäischer Kopf,

ein Tierbändigerkopf, der einen ungeheuren, von Urkräften strotzenden Leib regiert, indem er ihn gewaltsam niederhält in mystischer Sklaverei. Bis er ihn eines Tages gegen Europa losläßt... Denn er ist nur stark mit ihm und durch ihn. Er nährt sich von ihm, ja, er existiert nur durch ihn. Das »europäische Rußland« ist ein geographischer, aber weder ein politischer, noch weniger ein kultureller Begriff. Rußland ist, geistig gesprochen, der klimatische Übergang vom Asiatischen ins Europäische, eine Akklimatisierungsstation, ein Training und — letzten Endes — eine Kriegsschule, wo wir unsere schlimmsten Feinde ausbilden.

Und ja, auch das:

Ein märchenhaftes Land, voll Genie, Harmonikaklängen und Melancholie.. und allen grellen Farben höchster Erdenfreudigkeit, wildester Weltverlorenheit. Ein vulkanischer Hexenkessel von Glaube und Aberwitz, zielloser Inbrunst und traumhafter Prophetie... in einer Atmosphäre von Glut und Schnee und Kerzenschein, durch die, schmale, niedre Kentauren, flink und lautlos wie Raubtiere, im blutigen Zwielicht, die Kosaken reiten.

*

Aus dem Wundersumpf strecken neue Generationen gerade, blanke Arme empor. Wie lange schon!

Wir können, von hier, nicht beobachten, wie sie wachsen. Noch wägen, was sie in die Hände der Nächstgeborenen legen, bevor die Erde sie zurücknimmt.

Manchmal hab ich sie wie im Traum gesehn. O diese Scharen großer Vögel, die sich hie und da über dem heiligen Sumpf hastig sammeln und aneinanderdrücken, den Kopf nach Westen, zum Himmel Europas gewandt!

Sind nicht auch sie ein Spuk, die Vision eines Diesseitigen?

Vielleicht werden sie doch einmal auffliegen.. und den Glanz ihrer Flügel als einen neuen Himmel über jene fernen Länder breiten,..

deren einzige Laute, die klar und deutlich zu uns dringen, Schreie von Schmerz und böser Wollust sind..

aus einem Murmeln wie von Litaneien, die unabsehbar weite Äcker beten.

STILLE BETRACHTUNG NACH DEN ZABERNER TAGEN

»Als ich noch Landrat war, Himmeldonnerwetter..«
(Graf Westarp bei der Besprechung der Interpellation über die Zaberner Ereignisse im Reichstag.)

»Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann.«
(Der Reichskanzler Bethmann Hollweg in einem Brief an Professor Lamprecht, der nach der Interpellation über die Zaberner Ereignisse veröffentlicht wurde.)

»Nun ist die Reihe an euch«, sagte Schwarzhaar, als die ersten Nachrichten aus Zabern kamen.

Die Reihe an uns?

Wann haben wir denn aufgehört, an der Reihe zu sein?

Seit vierzig Jahren wohnt, bis über die Augen bewaffnet, ein rothaariger Koloß in diesem Land, er hockt auf dem Rand der Vogesen, um seine grobgestiefelten Beine in der Ebene, die Rebhügel hinauf kommen und gehn die Jahreszeiten. Er drückt auf das kleine Land wie auf die Mitte einer riesigen Schaukel — ja, und das ist denn auch das berühmte europäische Gleichgewicht. Und es geschieht wenig in der Welt und nichts wichtiges, ohne daß man hier, wo des Kolosses Stiefel stehn, ein leises oder hartes Schwanken spürte. Ein politischer Seismograph könnte die geringsten Erschütterungen der »Weltlage« verzeichnen. — Hier, wo die Absätze auf seinem Leibe drücken, schlägt das Herz Europas am unruhigsten.. und auch am schmerzhaftesten.

Ist es ein Wunder, wenn da jeder elsäßische Bauer ein Europäer wenigstens insofern ist, als er darauf schwört, mit ihm könnte zugleich Europa geholfen werden? Der Reisende kann sich in jeder Dorfkneipe sagen lassen, daß »die Deutschen und die Franzosen nur zusammenzuhalten brauchten, damit —« Nun, damit endlich Ruhe ins Land käme und, außerdem, mehr Sicherheit in die europäischen Verhältnisse. Daß sie nebenbei für die allgemeine Abrüstung schwärmen, versteht sich von selbst. Sie möchten Gewicht und Ge-

ruch jener Stiefel von märchenhaftem Umfang los sein! Aber das gilt weniger für die Bauern, als für die Bürger in den Städten. Obwohl die »wiedergewonnenen Brüder«, seitdem sie wieder »zu Hause« sind, in der deutschen Armee als »Wackes« traktiert werden, gehn die Bauern noch immer gern zu den Soldaten, und sie scheinen sich dort nicht schlechter zu bewähren, als zur Zeit des ersten Napoleon, wo sie das Hauptquartier mit den robusten Lauten ihres Dialekts erfüllten . . .

In diesem Land, das sich sehr zäh und, wenn es gereizt wird, auch sehr laut weigert, schlankweg zu vergessen, was nicht vergessen zu werden verdient, und das bißchen französische Blut, das durch seine Adern lacht, in der Umarmung einer sadistischen Germania aus den Poren zu schwitzen, in diesem Land gibt es eine Stadt, die am schnellsten, unmittelbar nach dem Krieg, wie die Geschichtsschreiber sagen: an die deutsche Vergangenheit anknüpfte und Bismarck eine »Ergebenheitsadresse« übersandte. Das ist Zabern.

Es hat lange gedauert und kostete Mühe. Aber schließlich ist es gelungen . . . Allerdings mußte schon das Militär die Sache in die Hand nehmen. Zabern wurde germanisiert . . . Mit diesem Fremdwort bezeichnet man im neuen deutschen Reich einen sehr schwierigen Handgriff der Verwaltungskunst. Er besteht darin, Sonntagsspaziergänger und Kegelschieber von Amts wegen fuchsteufelswild, ja wenn möglich, zu Rebellen zu machen. Diese Kunstübung erfreut sich in Preußen eines solchen Ansehns, daß ein Landrat, dem sie gelingt, damit das Anrecht erwirbt, bei den nächsten Wahlen als Kandidat der konservativen Partei aufgestellt zu werden. In Ermangelung eines preußischen Landrats fanden sich in Zabern ein paar blutjunge Leutnants und ein offenbar etwas ältlicher Oberst.

Während einiger Tage herrschte da, mitten im Frieden, die Militärdiktatur. Die Offiziere veranstalteten eine Razzia, der neben halbwüchsigen Gassenjungen und ehrbaren Bürgern ein Rechtsanwalt und die hohe Magistratur selbst zum Opfer fiel. Sogar der Staatsanwalt wurde festgenommen. Ein kleiner Leutnant eilte, von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr begleitet, durch die Straßen und rief, nachdem er unter dem Schutz der Bajonette Schokolade eingekauft hatte: »Wer lacht, wird verhaftet.« Ein andrer setzte einen lahmen

Schuster außer Gefecht, indem er ihm den Degen in den Schädel trieb. Aber im Bericht las ich, daß er nach dieser Tat völlig erschöpft auf einen Stuhl gesunken sei . . . . Es scheint, daß der Koller, der den Wahnsinnsausbruch dieser Tage bewirkt hatte, selbst über seine zweifellos überspannten Kräfte ging. Der Junge war neunzehn Jahre alt, und er hätte vielleicht längst Abbitte geleistet, aber er durfte, er konnte nicht, des »Königs Rock« brannte vielleicht wie ein Nessushemd, aber »Tabu« schrien die Militärs und zeigten mit dem Finger auf das bunte Stück Tuch: »Tabu, Tabu«, und im Reichstag, vor dem ohnmächtigen Bürgerzorn der Abgeordneten, hob der Kriegsminister beschwörend die Hand und wiederholte, zum Säulenheiligen erstarrt, vom hohen Rednerpult: »Tabu!« . . . Auf der Tribüne saß der »Hauptmann von Köpenick« und grinste sonntäglich — der Augur! »Tabu« murmelte er und nickte.

*

Unser Wein wächst an der großen europäischen Straße, die das Mittelländische Meer mit der Nordsee verbindet. Die Rebhügel sind voll und zart geschweift wie eine ruhende blonde Frau, die sich auf ihren Arm aufstützt . . . Unser Wein ist leicht und von der Farbe reinen Goldes. Er verwandelt die Menschen, die in meine Heimat kommen, um dort zu bleiben, seit mehr, als einem Jahrtausend, verwandelt sie, unmerklich, ohne Gewalt, macht sie heller, leichter.

Da er rein aus der Brennerei unsrer guten Sonne fließt, ist es kein Wunder, daß er, in aller Stärke, die Seele unsrer Luft, unsrer Erde enthält und sie verschenkt. Und Menschen erobert.

Und seht, wie die, die das Land bewohnen, sich zu verteidigen verstehn, bewundert doch — statt die Hörner zu senken, weil ihr rot seht — billigt ihren, für ein kleines Volk beispiellosen, so zähen wie schmiegsamen Trieb zur Selbstbehauptung, — ihren »heimlichen Wahnsinn«, wie mir einmal ein unheimlich berührter Sachse sagte. Der hatte getan, wie die meisten unsrer ‹wohlwollenden› Rezensenten zu tun pflegen. Er verbrachte mutig seine Ferien hier, bereit, alles zu verstehn und alles zu verzeihen. Er verstand nichts, aber er verzieh trotzdem, weil er festgestellt hatte, daß die Elsäßer noch immer deutsch sprachen. ‹Was gar nicht so dumm von ihm war!›

Dieses an geschichtlichen Wechselfällen überreiche Volk scheint, wenn man näher zusieht, in Wirklichkeit gar keine Geschichte zu haben. Es bricht nicht zusammen und gibt jedem Druck nur soweit nach, wie es ihm wohl ansteht. Dafür durchdringt es die, so auf ihm lasten, mit seiner ungeduldig leichten, schwerleichten, geduldigen Seele.

Unsre alten reichsunmittelbaren Städte sind nicht »tot«, Reichenweier, Türkheim, Oberehnheim mit ihren Türmen und Wällen keine bloßen Gemütsreize wie etwa das romantische Rothenburg ob der Tauber, das sich auf Ansichtskarten vielleicht sogar besser ausnimmt. Sie leben, und wenn ich sage: sie leben, so will das nicht heißen, daß sie von der Fremdenindustrie mit Erfolg ausgebeutet werden, oder daß in ihren Straßen so und soviel mal im Jahr farbenfroher Mummenschanz getrieben wird, oder daß Sektionen des vortrefflichen Vogesenklubs die geschichtlichen Erinnerungen wachhalten. Sie wären gerade so lebendig, wenn sie sich nicht erinnerten und werden es bleiben, solange die Wesensart dieser alten freien Bürgerschaften von Vater auf Sohn übergeht und sie ihr Weißbrot backen und ihren Wein trinken und, bald tatenlustig, bald zurückhaltend, dem doppelten Echo lauschen, das sich seit undenklichen Zeiten zwischen Rhein und Vogesen verfängt.

Wer Gottfrieds Herzschlag zu hören vermag, wer die Pasquille der Straßburger Reformatoren und die lachenden, pathetisch ausbrechenden Schriften ihrer Gegner liest und von den Kämpfen der Bürgerschaft unter Jakob Sturm wie unter Dietrich, von den Plebiszziten, den Verhandlungen in Bordeaux und den Septennatswahlen und heute in eine wichtige Sitzung des Landtags geht, der wird immer denselben Himmel über sich haben und immer dieselben Stimmen vernehmen.

Die neu ankommen, bilden kleine Kleckse auf unsrer Landschaft, ihre Stimmen dissonieren. Aber bald haben sie, oder, wenn nicht sie selbst, so doch ihre Kinder, ihre Enkel unsre Farbe und sprechen wie wir.

Die andern bleiben nicht.

Allerdings gibt es auch viele Soldaten, die in Kasernen leben.

Aber die bleiben erst recht nicht.

Und über Fluß und Ebene und über den Rebenhügeln schwebt

das Lächeln der Heiligen Odilia, stark und anmutig und ein ganz klein wenig spöttisch — so weit das Lächeln einer Heiligen spöttisch sein kann.

*

Ich träume weiter.

von Anmut, die sich bis zur Ekstase steigert,

von Leichtigkeit — selbst im Gewaltsamen,

von Musik, die noch immer Musik ist, auch wenn der Schlag auf die große Trommel plötzlich die Dissonanzen entfesselt und die Roheit den Belagerungszustand verhängt.

Die Musik geht weiter, — wie das Leben.

RUF

Sechzehn-, Siebzehn-, Achtzehnjährige...!

in den alten, grauen Steinkästen,

wo noch das einzige Zimmer, das nicht bis in den letzten Winkel, in seinem ganzen nackten Viereck von der wagerechten Anordnung der Folterbänke eingenommen ist,

das Physikzimmer mit der großen Bogenlampe

an die Anatomie erinnert,...

und den großen Höfen, diesen Zwingern, in denen, feucht, klebrig, schwer wie ein Albdruck, die Schreckgespenster ursprünglicher Menschennot nisten — ihr kalter Schweiß dringt durch Mauern und Holzwerk, durch das große Tor und vergiftet die Stadt —

mit den Winkeln und Verstecken jugendlichen Aufruhrs, in die sich die heisern Laute der Schulglocke wie eine Meute Jagdhunde werfen, um euch auseinander zu jagen, in die Kniee, auf den Bauch vor die Schlüsselgewalt völlig unmystischer Altphilologen, in die Kniee, auf den Bauch, in die Kniee, auf den Bauch,...

besonders ihr aus den Germanisierungskasernen der Grenzländer, wo Wagner als ein rabiater Militärkapellmeister und Kant als der Verfasser grundlegender Artillerieschießvorschriften weiterleben und der blaßrote Tinte blutende Schatten Goethes von Kaisergeburtstagsrednern mit weltpolitischem Blick aus dem Orkus geschleift und

zwischen die »Spitzen der militärischen und Zivilbehörden« unsanft an den Tisch gesetzt wird, ...

und die ihr endlich, der Schule entronnen, zwischen zwanzig und dreißig, eines Tages, ahnungsvoll, zum erstenmal,

die große, barbarische Sonne Deutschlands aufgehn seht, die weißglühende Stahlscheibe in Rauchschwaden über den Schloten,

und die Musik vernehmt der Wälder und Flüsse und des nördlichen Meeres:

wir schlagen euch Brücken!

wir bereiten euch den Weg!

René Schickele.

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

IV

PRAG

Neben mir stand der Student Charousek, den Kragen seines dünnen fadenscheinigen Überziehers aufgeschlagen, und ich hörte, wie ihm vor Kälte die Zähne aufeinanderschlugen.

Er kann sich den Tod holen in diesem zugigen, eisigen Torbogen, sagte ich mir, und ich forderte ihn auf, mit hinüber in meine Wohnung zu kommen. —

Er aber lehnte ab. —

»Ich danke Ihnen, Meister Pernath,« murmelte er fröstelnd, »leider habe ich nicht mehr soviel Zeit übrig; — ich muß eilends in die Stadt. — Auch würden wir bis auf die Haut naß, wenn wir jetzt auf die Gasse treten wollten. — Schon nach wenigen Schritten! — — Der Platzregen will nicht schwächer werden!« —

Die Wasserschauer fegten über die Dächer hin und liefen an den Gesichtern der Häuser herunter wie ein Tränenstrom.

Wenn ich den Kopf ein wenig vorbog, konnte ich da drüben im vierten Stock mein Fenster sehen, das vom Regen überrieselt aussah, als seien seine Scheiben aufgeweicht, — undurchsichtig und höckerig geworden wie Hausenblase.

Ein gelber Schmutzbach floß die Gasse herab und der Torbogen füllte sich mit Vorübergehenden, die alle das Nachlassen des Unwetters abwarten wollten.

»Dort schwimmt ein Brautbukett«, sagte plötzlich Charousek und deutete auf einen Strauß aus welken Myrten, der in dem Schmutzwasser vorbeigetrieben kam.

Darüber lachte jemand hinter uns laut auf.

Als ich mich umdrehte, sah ich, daß es ein alter vornehm gekleideter Herr mit weißem Haar und einem aufgedunsenen krötenartigen Gesicht gewesen war.

Charousek blickte ebenfalls einen Augenblick zurück und brummte etwas vor sich hin.

Unangenehmes ging von dem Alten aus, — ich wandte meine Aufmerksamkeit von ihm ab und musterte die mißfarbigen Häuser, die da vor meinen Augen wie verdrossene alte Tiere im Regen nebeneinander hockten.

Wie unheimlich und verkommen sie alle aussahen!

Ohne Überlegung hingebaut standen sie da, wie Unkraut, das aus dem Boden dringt. —

An eine niedrige gelbe Steinmauer, den einzigen standhaltenden Überrest eines früheren langgestreckten Gebäudes hat man sie angelehnt — vor zwei, drei Jahrhunderten — wie es eben kam, ohne Rücksicht auf die übrigen zu nehmen. — Dort ein halbes, schiefwinkliges Haus mit zurückspringender Stirn, — ein andres daneben vorstehend wie ein Eckzahn.

Unter dem trüben Himmel sahen sie aus, als lägen sie im Schlaf, und man spürte nichts von dem tückischen feindseligen Leben, das zuweilen von ihnen ausstrahlt, wenn der Nebel der Herbstabende in den Gassen liegt und ihr leises, kaum merkliches Mienenspiel verbergen hilft.

In dem Menschenalter, das ich nun hier wohne, hat sich der Eindruck in mir festgesetzt, den ich nicht loswerden kann, als ob es gewisse Stunden des Nachts und im frühesten Morgengrauen für sie gäbe, wo sie erregt eine lautlose geheimnisvolle Beratung pflegen. Und manchmal fährt da ein schwaches Beben durch ihre Mauern, das sich nicht erklären läßt, Geräusche laufen über ihre Dächer und und fallen in den Regenrinnen nieder, — und wir nehmen sie mit stumpfen Sinnen achtlos hin, ohne nach ihrer Ursache zu forschen.

Oft träumte mir, ich hätte diese Häuser belauscht in ihrem spukhaften Treiben und mit angstvollem Staunen erfahren, daß sie die heimlichen, eigentlichen Herren der Gasse seien, sich ihres Lebens und Fühlens entäußern und es wieder an sich ziehen können, — es

tagsüber den Bewohnern, die hier hausen, borgen, um es in kommender Nacht mit Wucherzinsen wieder zurückzufordern.

Und lasse ich die seltsamen Menschen, die in ihnen wohnen wie Schemen, wie Wesen — nicht von Müttern geboren — die in ihrem Denken und Tun wie aus Stücken wahllos zusammengefügt scheinen, im Geiste an mir vorüberziehen, so bin ich mehr denn je geneigt zu glauben, daß solche Träume in sich dunkle Wahrheiten bergen, die mir im Wachsein nur noch wie Eindrücke von farbigen Märchen in der Seele fortglimmen.

Dann wacht in mir heimlich die Sage von dem gespenstischen Golem, jenem künstlichen Menschen, wieder auf, den einst hier im Ghetto ein kabbalakundiger Rabbiner aus dem Elemente formte und ihn zu einem gedankenlosen automatischen Dasein berief, indem er ihm ein magisches Zahlenwort hinter die Zähne schob.

Und wie jener Golem zu einem Lehmbild in derselben Sekunde erstarrte, in der die geheime Silbe des Lebens aus seinem Munde genommen ward, so müßten auch, dünkt mir, alle diese Menschen entseelt in einem Augenblick zusammenfallen, löschte man irgendeinen winzigen Begriff, ein nebensächliches Streben, vielleicht eine zwecklose Gewohnheit bei dem einen, bei einem andern gar nur ein dumpfes Warten auf etwas gänzlich Unbestimmtes, Haltloses — in ihrem Hirn aus.

Was ist dabei für ein immerwährendes schreckhaftes Lauern in diesen Geschöpfen!

Niemals sieht man sie arbeiten — diese Menschen, und dennoch sind sie früh beim ersten Leuchten des Morgens wach und warten mit angehaltenem Atem — wie auf ein Opfer, das doch nie kommt.

Und hat es wirklich einmal den Anschein, als trete jemand in ihr Bereich, irgendein Wehrloser, an dem sie sich bereichern könnten, dann fällt plötzlich eine lähmende Angst über sie her, scheucht sie in ihre Winkel zurück und läßt sie von jeglichem Vorhaben zitternd abstehen.

Niemand scheint schwach genug, daß ihnen noch so viel Mut bliebe, sich seiner zu bemächtigen.

»Entartete, zahnlose Raubtiere, von denen die Kraft und die Waffe genommen ist«, sagte Charousek zögernd und sah mich an. —

Wie konnte er wissen, woran ich dachte? —

So stark facht man zuweilen seine Gedanken an, daß sie imstande sind auf das Gehirn des Nebenstehenden überzuspringen wie sprühende Funken, fühlte ich. —

»— — — wovon sie nur leben mögen!« sagte ich nach einer Weile.

»Leben? — Wovon? — Mancher unter ihnen ist ein Millionär!«

Ich blickte Charousek an. Was konnte er damit meinen! —

Der Student aber schwieg und sah nach den Wolken.

Für einen Augenblick hatte das Stimmengemurmel in dem Torbogen gestockt und man hörte bloß das Zischen des Regens.

Was er nur damit sagen will: »Mancher unter ihnen ist ein Millionär!?«

Wieder war es, als hätte Charousek meine Gedanken erraten.

Er wies nach dem Trödlerladen neben uns, an dem das Wasser den Rost des Eisengerümpels in fließenden braunroten Pfützen vorbeispülte.

»Aaron Wassertrum! Er zum Beispiel ist Millionär, — fast ein Drittel der Judenstadt ist sein Besitz. Wissen sie es denn nicht, Herr Pernath?!«

Mir blieb förmlich der Atem im Mund stecken. »Aaron Wassertrum! Der Trödler Aaron Wassertrum Millionär?!«

»Oh, ich kenne ihn genau«, fuhr Charousek verbissen fort und als hätte er nur darauf gewartet, daß ich ihn frage. »Ich kannte auch seinen Sohn, den Dr. Wassory. Haben Sie nie von ihm gehört? Von Dr. Wassory dem — berühmten — Augenarzt? — Vor einem Jahr noch hat die ganze Stadt begeistert von ihm gesprochen, — von dem großen — — Gelehrten. Niemand wußte damals, daß er seinen Namen abgelegt und früher Wassertrum geheißen. — Er spielte sich gerne auf den weltabgewandten Mann der Wissenschaft und wenn einmal auf Herkunft die Rede kam, warf er bescheiden und tiefbewegt so mit halben Worten hin, daß sein Vater noch aus dem Ghetto stamme, — sich aus den niedrigsten Anfängen heraus unter Kummer aller Art und unsäglichen Sorgen empor ans Licht habe arbeiten müssen.

Ja! Unter Kummer und Sorgen!

Unter wessen Kummer und unsäglichen Sorgen aber und mit welchen Mitteln, das hat er nicht dazu gesagt!

Ich, aber weiß, — was es mit dem Ghetto für eine Bewandtnis hat!« Charousek faßte meinen Arm und schüttelte ihn heftig.

»Meister Pernath, ich bin so arm, daß ich es selbst kaum mehr begreife, ich muß halb nackt gehen wie ein Vagabund, sehen Sie her, und ich bin doch Student der Medizin, — bin doch ein gebildeter Mensch!«

Er riß seinen Überzieher auf und ich sah zu meinem Entsetzen, daß er weder Hemd noch Rock an hatte und den Mantel über der nackten Haut trug.

»Und so arm war ich bereits, als ich diese Bestie, diesen allmächtigen, angesehenen Dr. Wassory zu Fall brachte, — und noch heute ahnt keiner, daß ich — ich der eigentliche Urheber war.

Man meint in der Stadt, ein gewisser Dr. Savioli sei es gewesen, der seine Praktiken ans Tageslicht gezogen und ihn dann zum Selbstmord getrieben hat.

Dr. Savioli war nichts als mein Werkzeug! sage ich Ihnen. Ich allein habe den Plan erdacht und das Material zusammengetragen, habe die Beweise geliefert und leise und unmerklich Stein um Stein in dem Gebäude Dr. Wassorys gelockert, bis der Zustand erreicht war, wo kein Geld der Erde, keine List des Ghetto mehr vermocht hätten den Zusammenbruch, zu dem es nur noch eines unmerklichen Anstoßes bedurfte, abzuwenden.

Wissen Sie, so — so wie man Schach spielt.

Gerade so wie man Schach spielt.

Und niemand weiß, daß ich es war! —

Den Trödler Aaron Wassertrum, den läßt wohl manchmal eine furchtbare Ahnung nicht schlafen, daß einer, den er nicht kennt, der immer in seiner Nähe ist und den er doch nicht fassen kann, — ein anderer als Dr. Savioli — die Hand im Spiele gehabt haben müsse.

Wiewohl er einer von jenen ist, deren Augen durch Mauern zu schauen vermögen, so faßt er es doch nicht, daß es Gehirne gibt, die auszurechnen imstande sind, wie man mit langen unsichtbaren vergifteten Nadeln durch solche Mauern stechen kann, an Quadern, an Gold und Edelsteinen vorbei, um die verborgene Lebensader zu treffen.«

Und Charousek schlug sich vor die Stirn und lachte wild.

»Aaron Wassertrum wird es bald erfahren, genau an dem Tage, an dem er Dr. Savioli an den Hals will! Genau an demselben Tage!

Auch diese Schachpartie habe ich ausgerechnet bis zum letzten Zug. — Diesmal wird es ein Königsläufergambit sein. Da gibt es keinen einzigen Zug bis zum bittern Ende, gegen den ich nicht eine verderbliche Entgegnung wüßte.

Wer sich mit mir in ein solches Königsläufergambit einläßt, der hängt in der Luft sage ich Ihnen, wie eine hilflose Marionette an feinen Fäden, — an Fäden, die ich zupfe, — hören Sie wohl, die ich zupfe, und mit dessen freiem Willen ist's dahin.«

Der Student redete wie im Fieber und ich sah ihm entsetzt ins Gesicht.

»Was haben Ihnen Wassertrum und sein Sohn denn getan, daß Sie so voll Haß sind?«

Charousek wehrte heftig ab:

»Lassen wir das — fragen Sie lieber, was Dr. Wassory den Hals gebrochen hat! — Oder wünschen Sie, daß wir ein andres Mal darüber sprechen? — Der Regen hat nachgelassen. — Vielleicht wollen Sie nach Hause gehen?«

Er senkte seine Stimme, wie jemand, der plötzlich ganz ruhig wird. Ich schüttelte den Kopf.

»Haben Sie jemals gehört, wie man heutzutage den grünen Star heilt? — Nicht? — So muß ich Ihnen das deutlich machen, damit Sie alles genau verstehen, Meister Pernath!

Hören Sie zu: Der ‚grüne Star' also ist eine bösartige Erkrankung des Augeninnern, die mit Erblinden endet, und es gibt nur ein Mittel dem Fortschreiten des Übels Einhalt zu tun, nämlich die sogenannte Iridektomie, die darin besteht, daß man aus der Regenbogenhaut des Auges ein keilförmiges Stückchen herauszwickt.

Die unvermeidlichen Folgen davon sind wohl greuliche Blendungserscheinungen, die fürs ganze Leben bleiben, der Prozeß des Erblindens jedoch ist meistens aufgehalten.

Mit der Diagnose des grünen Stars hat es aber eine eigene Bewandtnis.

Es gibt nämlich Zeiten, besonders bei Beginn der Krankheit, wo die deutlichsten Symptome scheinbar ganz zurücktreten, und in sol-

chen Fällen darf ein Arzt, trotzdem er keine Spur einer Krankheit finden kann, dennoch niemals mit Bestimmtheit sagen, daß sein Vorgänger, der andrer Meinung gewesen, sich notwendigerweise geirrt haben müsse.

Hat aber einmal die erwähnte Iridektomie — die sich natürlich genau so an einem gesunden Auge wie an einem kranken ausführen läßt, stattgefunden, so kann man unmöglich mehr feststellen, ob früher wirklich grüner Star vorgelegen hat oder nicht.

Und auf diese und noch andere Umstände hatte Dr. Wassory seinen scheußlichen Plan aufgebaut.

Unzählige Male — besonders an Frauen — konstatierte er grünen Star, wo harmlose Sehstörungen vorlagen, nur um zu einer Operation zu kommen, die ihm keine Mühe machte und viel Geld eintrug.

Da endlich hatte er vollkommen Wehrlose in der Hand, da gehörte zur Ausplünderung auch keine Spur von Mut mehr!

Sehen Sie, Meister Pernath, da war das degenerierte Raubtier in jene Lebensbedingungen versetzt, wo es auch ohne Waffe und Kraft sein Opfer zerfleischen konnte.

Ohne etwas aufs Spiel zu setzen! — Begreifen Sie?! Ohne das geringste wagen zu müssen!

Durch eine Menge fauler Veröffentlichungen in Fachblättern hatte sich Dr. Wassory in den Ruf eines hervorragenden Spezialisten zu setzen verstanden und sogar seinen Kollegen, die viel zu arglos und anständig waren, um ihn zu durchschauen, Sand in die Augen zu streuen gewußt.

Ein Strom von Patienten, die alle bei ihm Hilfe suchten, war die natürliche Folge.

Kam nun jemand mit geringfügigen Sehstörungen zu ihm und ließ sich untersuchen, so ging Dr. Wassory sofort mit tückischer Planmäßigkeit zu Werke.

Zuerst stellte er das übliche Krankenverhör an, notierte aber geschickt immer nur, um für alle Fälle später gedeckt zu sein, jene Antworten, die eine Deutung auf grünen Star zuließen.

Und vorsichtig sondierte er, ob nicht schon eine frühere Diagnose vorläge.

Gesprächsweise ließ er einfließen, daß ein dringender Ruf aus dem Auslande behufs wichtiger wissenschaftlicher Maßnahmen an ihn ergangen sei und er daher schon morgen verreisen müsse. —

Bei der Augenspiegelung mit elektrischen Lichtstrahlen, die er sodann vornahm, bereitete er dem Kranken absichtlich soviel Schmerzen wie möglich.

Alles mit Vorbedacht! Alles mit Vorbedacht!

Wenn das Verhör vorüber und die übliche bange Frage des Patienten, ob Grund zur Befürchtung vorhanden sei, erfolgt war, da tat er seinen ersten Schachzug.

Er setzte sich ihm gegenüber, ließ eine Minute verstreichen und sprach dann gemessen und mit sonorer Stimme den Satz:

»Erblindung beider Augen ist bereits in der allernächsten Zeit wohl unvermeidlich!«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Szene, die naturgemäß folgte, war entsetzlich.

Oft fielen die Leute in Ohnmacht, weinten und schrien und warfen sich in wilder Verzweiflung zu Boden.

Das Augenlicht verlieren heißt alles verlieren.

Und wenn der wiederum übliche Moment eintrat, wo das arme Opfer die Knie Dr. Wassory's umklammerte und flehte, ob es denn auf Gottes Erde gar keine Hilfe mehr gäbe, da tat die Bestie den zweiten Schachzug und verwandelte sich selbst in jenen — Gott, der helfen konnte!

Alles, alles in der Welt ist wie ein Schachspiel, Meister Pernath! —

Schleunigste Operation, sagte Dr. Wassory dann nachdenklich, sei das einzige, was vielleicht Rettung bringen könne, und mit einer wilden, gierigen Eitelkeit, die plötzlich über ihn kam, erging er sich mit einem Redeschwall in weitschweifigem Ausmalen dieses und jenes Falles, die alle mit dem vorliegenden eine ungemein große Ähnlichkeit gehabt hätten, — wie unzählige Kranke ihm allein die Erhaltung des Augenlichts verdankten und dergleichen mehr.

Er schwelgte förmlich in dem Gefühl, für eine Art höheren Wesens gehalten zu werden, in dessen Hände das Wohl und Wehe seines Mitmenschen gelegt ist.

Das hilflose Opfer aber saß, das Herz voll brennender Fragen,

gebrochen vor ihm, Angstschweiß auf der Stirne, und wagte ihm nicht einmal in die Rede zu fallen, aus Furcht: ihn — den einzigen, der noch Hilfe bringen konnte — zu erzürnen. —

Und mit den Worten, daß er zur Operation leider erst in einigen Monaten schreiten könne, wenn er von seiner Reise wieder zurück sei, — schloß Dr. Wassory seine Rede. —

Hoffentlich — man solle in solchen Fällen immer das beste hoffen — sei es da nicht zu spät: sagte er.

Natürlich sprangen dann jedesmal die Kranken entsetzt auf, erklärten, daß sie unter gar keinen Umständen auch nur einen Tag länger warten wollten, und baten flehentlich um Rat, wer von den andern Augenärzten in der Stadt sonst wohl als Operateur in Betracht käme. —

Da war der Augenblick gekommen, wo Dr. Wassory den entscheidenden Schlag führte.

Er ging in tiefem Nachdenken auf und ab, legte seine Stirn in Falten des Grams und lispelte schließlich bekümmert, ein Eingriff seitens eines andern Arztes bedinge dann leider eine abermalige Bespiegelung des Auges mit elektrischem Licht, und das müsse — der Patient wisse ja selbst wie schmerzhaft es sei — wegen der blendenden Strahlen geradezu verhängnisvoll wirken.

Ein andrer Arzt, also ganz abgesehen davon, daß so manchem von ihnen gerade in der Iridektomie die nötige Übung fehle — dürfe, eben weil er wiederum von neuem untersuchen müsse, gar nicht vor Ablauf längerer Zeit, bis sich die Sehnerven wieder erholt hätten, zu einem chirurgischen Eingriff schreiten.«

Charousek ballte die Fäuste.

»Das nennen wir in der Schachsprache Zugzwang, lieber Meister Pernath! — — Was weiter folgte, war wiederum Zugzwang, — ein erzwungener Zug nach dem andern.

Halb wahnsinnig vor Verzweiflung beschwor nun der Patient den Dr. Wassory, er möge doch Erbarmen haben, einen Tag nur seine Abreise verschieben und die Operation selber vornehmen. — Es handle sich doch um mehr noch als um schnellen Tod, die grauenhafte, folternde Angst, jeden Augenblick erblinden zu müssen, sei ja das Schrecklichste, was es geben könne. —

Und je mehr das Scheusal sich sträubte und jammerte: ein Auf-

schub seiner Reise könne ihm unabsehbaren Schaden bringen, desto höhere Summen boten freiwillig die Kranken.

Schien schließlich die Summe Dr. Wassory hoch genug, gab er nach und fügte bereits am selben Tage, ehe noch ein Zufall seinen Plan aufdecken konnte, den Bedauernswerten an beiden gesunden Augen jenen unheilbaren Schaden zu, jenes immerwährende Gefühl des Geblendetseins, das das Leben zu stetiger Qual gestalten mußte, — die Spuren des Schurkenstreiches aber ein für allemal verwischte.

Durch solche Operationen an gesunden Augen vermehrte Dr. Wassory nicht nur seinen Ruhm und seinen Ruf als unvergleichlicher Arzt, dem es noch jedesmal gelungen sei die drohende Erblindung aufzuhalten, — es befriedigte gleichzeitig seine maßlose Geldgier und fröhnte seiner Eitelkeit, wenn die ahnungslosen, an Körper und Vermögen geschädigten Opfer zu ihm wie zu einem Helfer aufsahen und ihn als Retter priesen.

Nur ein Mensch — der mit allen Fasern im Ghetto und seinen zahllosen, unscheinbaren — jedoch unüberwindlichen Hilfsquellen wurzelte und von Kindheit an gelernt hat auf der Lauer zu liegen wie eine Spinne, der jeden Menschen in der Stadt kannte und bis ins kleinste seine Beziehungen und Vermögensverhältnisse erriet und durchschaute, — nur ein solcher — halb-hellsehender möchte man es beinahe nennen, konnte jahrelang derartige Scheußlichkeiten verüben.

Und wäre ich nicht gewesen, bis heute triebe er sein Handwerk noch, würde es ins hohe Alter weiter betrieben haben, um schließlich als ehrwürdiger Patriarch im Kreise seiner Lieben, angetan mit hohen Ehren, künftigen Geschlechtern ein leuchtendes Vorbild, seinen Lebensabend zu genießen, bis — bis endlich auch über ihn das große Verrecken hinweggezogen wäre.

Ich aber wuchs ebenfalls im Ghetto auf und auch mein Blut ist mit jener Atmosphäre höllischer List gesättigt, und so vermochte ich ihn zu Fall zu bringen, — so wie die Unsichtbaren einen Menschen zu Fall bringen, — wie aus heiterm Himmel heraus ein Blitz trifft.

Dr. Savioli, ein junger deutscher Arzt, hat das Verdienst der Entlarvung, — ihn schob ich vor und häufte Beweis auf Beweis, bis der Tag anbrach, wo der Staatsanwalt seine Hand nach Dr. Wassory ausstreckte.

Da beging die Bestie Selbstmord! — Gesegnet sei die Stunde!

Als hätte mein Doppelgänger neben ihm gestanden und ihm die Hand geführt, nahm er sich das Leben mit jener Phiole Amylnitrit, die ich absichtlich in seinem Ordinationszimmer bei der Gelegenheit hatte stehen lassen, als ich selbst ihn einmal verleitet, auch an mir die falsche Diagnose des grünen Stars zu stellen, — absichtlich und mit dem glühenden Wunsche, daß es dieses Amylnitrit sein möchte, das ihm den letzten Stoß geben sollte.

Der Gehirnschlag hätte ihn getroffen, hieß es in der Stadt! —

Amylnitrit tötet, eingeatmet wie Gehirnschlag — aber lange konnte das Gerücht nicht aufrecht erhalten werden.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Charousek starrte plötzlich geistesabwesend, als habe er sich in ein tiefes Problem verloren, vor sich hin, dann zuckte er mit der Achsel nach der Richtung, wo Aaron Wassertrums Trödlerladen lag.

»Jetzt ist er allein,« murmelte er, »ganz allein mit seiner Gier und — und — und — mit der Wachspuppe!«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mir schlug das Herz bis zum Hals.

Ich sah Charousek voll Entsetzen an.

War er wahnsinnig? Es mußten Fieberphantasien sein, die ihn diese Dinge erfinden ließen.

Gewiß, gewiß! Er hat alles erfunden, geträumt.

Es kann nicht wahr sein, was er da über den Augenarzt grauenhaftes erzählt hat. Er ist schwindsüchtig und die Fieber des Todes kreisen in seinem Hirn.

Und ich wollte ihn mit ein paar scherzenden Worten beruhigen. — Seine Gedanken in eine freundliche Richtung lenken.

Da fuhr, noch ehe ich die Worte fand, wie ein Blitz in meine Erinnerung das Gesicht Wassertrums mit der gespaltenen Oberlippe, wie es damals in mein Zimmer mit runden Fischaugen durch die aufgerissene Tür hereingeschaut hatte.

Dr. Savioli! Dr. Savioli! — ja, ja, so war auch der Name des jungen Herrn gewesen, den mir der Marionettenspieler Zwakh flüsternd anvertraut als den des vornehmen Mieters, der von ihm das Atelier gemietet hatte. —

Dr. Savioli! — Wie ein Schrei tauchte es in meinem Innern auf. Eine Reihe nebelhafter Bilder zuckte durch meinen Geist, jagte sich mit schreckhaften Vermutungen, die auf mich einstürmten.

Ich wollte Charousek fragen, ihm voll Angst rasch alles erzählen, was ich damals erlebt, da sah ich, daß ein heftiger Hustenanfall sich seiner bemächtigt hatte und ihn fast umwarf. Ich konnte nur noch unterscheiden, wie er sich mühsam mit den Händen an der Mauer stützend in den Regen hinaustappte und mir einen flüchtigen Gruß zunickte.

Ja, ja, er hat recht, er sprach nicht im Fieber, — fühlte ich, — das unfaßbare Gespenst des Verbrechens ist es, das durch diese Gassen schleicht, Tag und Nacht, und sich zu verkörpern sucht. —

Es liegt in der Luft und wir sehen es nicht. Plötzlich schlägt es sich nieder in einer Menschenseele, — wir ahnen es nicht, — da, dort, — und ehe wir es fassen können, ist es gestaltlos geworden und alles ist längst vorüber.

Und nur noch dunkle Worte über irgend ein entsetzliches Geschehnis kommen an uns heran.

Mit einem Schlage begriff ich diese rätselhaften Geschöpfe, die rings um mich wohnten, in ihrem innersten Wesen: sie trieben willenlos durchs Dasein von einem unsichtbaren magnetischen Strom belebt — — so wie vorhin das Brautbukett in dem schmutzigen Rinnsal vorüberschwamm.

Mir war, als starrten die Häuser alle mit tückischen Gesichtern voll namenloser Bosheit auf mich herüber, — die Tore aufgerissene schwarze Mäuler, aus denen die Zungen ausgefault waren, — Rachen, die jeden Augenblick einen gellenden Schrei ausstoßen konnten, so gellend und haßerfüllt, daß es uns bis ins Innerste erschrecken müßte.

Was hatte zum Schluß noch der Student über den Trödler gesagt? — ich flüsterte mir seine Worte vor: — Aaron Wassertrum sei jetzt allein mit seiner Gier und — — seiner Wachspuppe.

Was kann er nur mit der Wachspuppe gemeint haben?

Es muß ein Gleichnis gewesen sein, beschwichtigte ich mich, eines jener krankhaften Gleichnisse, mit denen er einen zu überfallen pflegt, die man nicht versteht und die einen, wenn sie später unerwartet sichtbarlich werden, so tief erschrecken können wie Dinge von ungewohnter Form, auf die plötzlich ein greller Lichtstreif fällt.

Ich holte tief Atem um mich zu beruhigen und den furchtbaren Eindruck, den mir Charouseks Erzählung verursacht hatte, abzuschütteln.

Ich sah die Leute genauer an, die mit mir in dem Hausflur warteten: — Neben mir stand jetzt der dicke Alte. Derselbe, der vorhin so widerlich gelacht hatte.

Er hatte einen schwarzen Gehrock an und Handschuhe und starrte mit vorquellenden Augen unverwandt auf den Torbogen des Hauses gegenüber.

Sein glattrasiertes Gesicht mit den breiten gemeinen Zügen zuckte vor Erregung.

Unwillkürlich folgte ich seinen Blicken und bemerkte, daß sie wie gebannt an der rothaarigen Rosina hingen, die drüben jenseits der Gasse stand, ihr immerwährendes Lächeln um die Lippen.

Der Alte war bemüht ihr Zeichen zu geben und ich sah, daß sie es wohl wußte, aber sich benahm, als verstünde sie nicht.

Endlich hielt es der Alte nicht länger aus, watete auf den Fußspitzen hinüber und hüpfte mit lächerlicher Elastizität wie ein großer schwarzer Gummiball über die Pfützen.

Man schien ihn zu kennen, denn ich hörte allerhand Glossen fallen, die darauf hinzielten. Ein Strolch hinter mir, ein rotes gestricktes Tuch um den Hals, mit blauer Militärmütze, die Virginia hinter dem Ohr, — machte mit grinsendem Mund Anspielungen, die ich nicht verstand.

Ich begriff nur, daß sie den Alten in der Judenstadt den »Freimaurer« nannten und in ihrer Sprache mit diesem Spitznamen jemanden bezeichnen wollten, der sich an halbwüchsigen Mädchen zu vergehen pflegt, aber durch intime Beziehungen zur Polizei vor jeder Strafe sicher ist. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann waren das Gesicht Rosinas und der Alte drüben im Dunkel des Hausflures verschwunden.

V.

PUNSCH

Wir hatten das Fenster geöffnet um den Tabakrauch aus meinem kleinen Zimmer strömen zu lassen.

Der kalte Nachtwind blies herein und wehte an die zottigen Mäntel, die an der Türe hingen, daß sie leise hin und her schwankten.

»Prokops würdige Hauptezierde möchte am liebsten davonfliegen«, sagte Zwakh und deutete auf des Musikers großen Schlapphut, der die breite Krempe bewegte wie schwarze Flügel.

Josua Prokop zwinkerte lustig mit den Augenlidern.

»Er will,« sagte er, »er will wahrscheinlich — — —«

»Er will zum ‚Loisitschek' zur Tanzmusik«, nahm ihm Vrieslander das Wort vorweg.

Prokop lachte und schlug mit der Hand den Takt zu den Klängen, die die dünne Winterluft her über die Dächer trug.

Dann nahm er meine alte zerbrochene Guitarre von der Wand, tat als zupfe er die zerbrochenen Saiten und sang mit kreischendem Falsett und gespreizter Betonung in Rotwelsch ein wunderliches Lied:

»An Bein-del von Ei-sen
recht alt
»An Stran-zen net gar
a so kalt
»Messinung, a' Räucherl
und Rohn
»und immerrr nurr putz-en — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Wie großartig er mit einemmal die Gaunersprache beherrscht!« Und Vrieslander lachte laut auf und brummte mit:

»Und stok-en sich Aufzug
und Pfiff
»Und schmallern an eisernes
G'süff.
»Juch, —
Und Handschuhkren, Harom net san — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Dieses kuriose Lied schnarrt jeden Abend beim ‚Loisitschek' der meschuggene Nephtali Schaffraneck mit dem grünen Augenschirm, und ein geschminktes Weibsbild spielt Harmonika und gröhlt den Text dazu«, erklärte mir Zwakh. »Sie sollten auch einmal mit uns in diese Schenke gehen, Meister Pernath. — Später vielleicht, bis wir mit dem Punsch zu Ende sind, — was meinen Sie? — Zur Feier Ihres heutigen Geburtstages?«

»Ja, ja kommen Sie nachher mit uns,« sagte Prokop und klinkte das Fenster zu, — »man muß so etwas gesehen haben.«

Dann tranken wir den heißen Punsch und hingen unsern Gedanken nach.

Vrieslander schnitzte an einer Marionette.

»Sie haben uns förmlich von der Außenwelt abgeschnitten, Josua,« unterbrach Zwakh die Stille, »seit Sie das Fenster geschlossen haben hat niemand mehr ein Wort gesprochen.«

»Ich dachte nur darüber nach, als vorhin die Mäntel so flogen, wie seltsam es ist, wenn der Wind leblose Dinge bewegt«, antwortete Prokop schnell wie um sich wegen seines Schweigens zu entschuldigen: »es sieht gar so wunderlich aus, wenn Gegenstände plötzlich zu flattern anheben, die sonst immer tot daliegen. Nicht? — Ich sah einmal auf einem menschenleeren Platz zu, wie große Papierfetzen, — ohne daß ich vom Winde etwas spürte, denn ich stand durch ein Haus gedeckt, — in toller Wut im Kreise herumjagten und einander verfolgten, als hätten sie sich den Tod geschworen. — Einen Augenblick lang schienen sie sich dann beruhigt zu haben, aber plötzlich kam wieder eine wahnwitzige Erbitterung über sie und in sinnlosem Grimm rasten sie umher, — drängten sich in einen Winkel zusammen, um von neuem besessen auseinander zu stieben und schließlich hinter einer Ecke zu verschwinden.

Nur eine dicke Zeitung konnte nicht mitkommen, sie blieb auf dem Pflaster liegen und klappte haßerfüllt auf und zu, als sei ihr der Atem ausgegangen und als schnappe sie nach Luft.

Ein dunkler Verdacht stieg damals in mir auf: was — wenn am Ende wir Lebewesen auch so etwas Ähnliches wären, wie solche Papierfetzen? — Ob nicht vielleicht ein unsichtbarer unbegreiflicher »Wind« auch uns hin und her treibt und unsre Handlungen bestimmt,

während wir in unserer Einfalt glauben unter eigenem freien Willen zu stehen?

Was, wenn das Leben in uns nichts anderes wäre, als ein rätselhafter Wirbelwind?! — Jener Wind, von dem die Bibel sagt: weißt du von wannen er kommt und wohin er geht? — — — Träumen wir nicht auch zuweilen, wir griffen in tiefes Wasser und fingen silberne Fische, und nichts anderes ist geschehen, als daß ein kalter Luftzug unsere Hände traf?« —

»Prokop, Sie sprechen in Worten wie Pernath, was ists mit Ihnen?« sagte Zwakh und sah den Musiker mißtrauisch an. —

»Die Geschichte vom Buch Ibbur, die vorhin erzählt wurde, — schade, daß Sie so spät kamen und sie nicht mit anhörten, — hat ihn so nachdenklich gestimmt«, meinte Vrieslander.

»Eine Geschichte von einem Buche?«

»Eigentlich von einem Menschen, der ein Buch brachte und seltsam aussah. — Pernath weiß nicht, wie er heißt, wo er wohnt, was er wollte, und trotzdem sein Aussehen sehr auffallend gewesen sein soll, lasse es sich doch nicht recht schildern«.

Zwakh horchte auf.

»Das ist sehr merkwürdig,« sagte er nach einer Pause, »war der Fremde vielleicht bartlos und hatte er schrägstehende Augen?«

»Ich glaube,« antwortete ich, »das heißt, ich — ich — weiß es ganz bestimmt. Kennen Sie ihn denn?«

Der Marionettenspieler schüttelte den Kopf: »Er erinnert mich nur an den ‚Golem'«.

Der Maler Vrieslander ließ sein Schnitzmesser sinken:

»Golem? — Ich habe schon so viel davon reden hören. Wissen Sie etwas über den Golem, Zwakh?«

»Wer kann sagen, daß er über den Golem etwas wisse«, antwortete Zwakh und zuckte die Achseln. »Man verweist ihn ins Reich der Sage, bis sich eines Tages in den Gassen ein Ereignis vollzieht, das ihn plötzlich wieder aufleben läßt. Und eine Zeitlang spricht dann jeder von ihm und die Gerüchte wachsen ins Ungeheuerliche. Werden so übertrieben und aufgebauscht, daß sie schließlich an der eigenen Unglaubwürdigkeit zugrunde gehen. — — — Der Ursprung der Geschichte reicht wohl ins XVII. Jahrhundert zurück,

sagt man. Nach verloren gegangenen Vorschriften der Kabbala soll ein Rabbiner da einen künstlichen Menschen — den sogenannten Golem — verfertigt haben, damit er ihm als Diener helfe, die Glocken in der Synagoge läuten, und allerhand grobe Arbeit tue.

Es sei aber doch kein richtiger Mensch daraus geworden und nur ein dumpfes halbbewußtes Vegetieren habe ihn belebt. Wie es heißt, auch das nur tagsüber und kraft des Einflusses eines magischen Zettels, der ihm hinter den Zähnen stak und die freien siderischen Kräfte des Weltalls herabzog.

Und als eines Abends vor dem Nachtgebet der Rabbiner das Siegel aus dem Munde des Golem zu nehmen versäumt, da wäre dieser in Tobsucht verfallen, in der Dunkelheit durch die Gassen gerast und hätte zerschlagen, was ihm in den Weg gekommen.

Bis der Rabbi sich ihm entgegengeworfen und den Zettel vernichtet habe.

Und da sei das Geschöpf leblos niedergestürzt. Nichts blieb von ihm übrig als die zwerghafte Lehmfigur, die heute noch drüben in der Altneusynagoge gezeigt wird.«

— — — — — — — — — —

»Derselbe Rabbiner soll einmal auch zum Kaiser auf die Burg berufen worden sein und die Schemen der Toten beschworen und sichtbar gemacht haben,« — warf Prokop ein, — »moderne Forscher behaupten, er habe sich dazu einer Laterna magica bedient.«

»Jawohl, keine Erklärung ist abgeschmackt genug, daß sie bei den Heutigen nicht Beifall fände«, — fuhr Zwakh unbeirrt fort. — »Eine Laterna magica! — Als ob Kaiser Rudolf, der sein ganzes Leben solchen Dingen nach ging, einen so plumpen Schwindel nicht auf den ersten Blick hätte durchschauen müssen. Ich kann freilich nicht wissen, worauf sich die Golemsage zurückführen läßt, daß aber irgend etwas, was nicht sterben kann, in diesem Stadtviertel sein Wesen treibt und damit zusammenhängt, dessen bin ich sicher. Von Geschlecht zu Geschlecht haben meine Vorfahren hier gewohnt und niemand kann wohl auf mehr erlebte und ererbte Erinnerungen an das periodische Auftauchen des Golem zurückblicken, als gerade ich!«

Zwakh hatte plötzlich aufgehört zu reden, und man fühlte mit ihm, wie seine Gedanken in vergangene Zeiten zurückwanderten.

Wie er den Kopf aufgestützt dort am Tische saß und beim Scheine der Lampe seine roten jugendlichen Bäckchen fremdartig von dem weißen Haar abstachen, verglich ich unwillkürlich im Geiste seine Züge mit den maskenhaften Gesichtern seiner Marionetten, die er mir so oft gezeigt.

Seltsam, wie ähnlich ihnen der alte Mann doch sah! —

Derselbe Ausdruck und derselbe Gesichtsschnitt!

Manche Dinge der Erde können nicht loskommen von einander, fühlte ich, und wie ich Zwakhs einfaches Schicksal an mir vorüberziehen ließ, da schien es mir mit einemmal gespenstisch und ungeheuerlich, daß ein Mensch wie er, trotzdem er eine bessere Erziehung als seine Vorfahren genossen und Schauspieler hätte werden sollen, plötzlich wieder zu dem schäbigen Marionettenkasten hatte zurückkehren können um nun abermals auf die Jahrmärkte zu ziehen und dieselben Puppen, die schon seiner Vorväter kümmerliches Erwerbsmittel gewesen, von neuem ihre ungelenken Verbeugungen machen und schläfrigen Erlebnisse vorführen zu lassen.

Er vermag es nicht, sich von ihnen zu trennen, begriff ich, sie leben mit von seinem Leben, und als er fern von ihnen war, da haben sie sich in Gedanken verwandelt, haben in seinem Hirn gewohnt und ihn rast- und ruhelos gemacht, bis er wieder heimkehrte. Darum hält er sie jetzt so liebevoll und kleidet sie stolz in Flitter.

»Zwakh, wollen Sie uns nicht weitererzählen?« forderte Prokop den Alten auf und sah fragend nach Vrieslander und mir hin, ob auch wir gleichen Wunsches seien.

»Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll,« meinte der Alte zögernd, »die Geschichte mit dem Golem läßt sich schwer fassen. So wie Pernath vorhin sagte: er wisse genau wie jener Unbekannte ausgesehen habe und doch könne er ihn nicht schildern. Ungefähr alle dreiunddreißig Jahre wiederholt sich ein Ereignis in unsern Gassen, das gar nichts besonders aufregendes an sich trägt und dennoch ein Entsetzen verbreitet, für das weder eine Erklärung noch eine Rechtfertigung ausreicht:

Immer wieder begibt es sich nämlich, daß ein vollkommen fremder Mensch, bartlos, von gelber Gesichtsfarbe und mongolischem Typus aus der Richtung der Altschulgasse her, — in altmodische verschossene

Kleider gehüllt, gleichmäßigen und eigentümlich stolpernden Ganges, so, als wolle er jeden Augenblick vornüber fallen, durch die Judenstadt schreitet und plötzlich — — unsichtbar wird.

Gewöhnlich biegt er in eine Gasse und ist dann verschwunden.

Ein andermal heißt es, er habe auf seinem Wege einen Kreis beschrieben und sei zu dem Punkte zurückgekehrt, von dem er ausgegangen: einem uralten Hause in der Nähe der Synagoge.

Einige Aufgeregte wiederum behaupten, sie hätten ihn um eine Ecke auf sich zukommen sehen. Trotzdem er ihnen aber ganz deutlich entgegengeschritten, sei er dennoch, genau wie jemand, dessen Gestalt sich in weiter Ferne verliert, immer kleiner und kleiner geworden — und schließlich ganz verschwunden.

Vor sechsundsechzig Jahren nun muß der Eindruck, den er hervorgebracht, besonders tief gegangen sein, denn ich erinnere mich, — ich war noch ein ganz kleiner Junge — daß man das Gebäude in der Altschulgasse damals von oben bis unten durchsuchte.

Es wurde auch festgestellt, daß wirklich in diesem Hause ein Gitterfenster vorhanden ist, zu dem es keinen Zugang gibt.

Aus allen Fenstern hatte man Wäsche gehängt, um von der Gasse aus einen Augenschein zu gewinnen, und war auf diese Weise der Tatsache auf die Spur gekommen.

Da es anders nicht zu erreichen gewesen, hatte sich ein Mann an einem Strick zum Dache herabgelassen, um hineinzusehen. Kaum aber war er in die Nähe des Fensters gelangt, da riß das Seil und der Unglückliche zerschmetterte sich auf dem Pflaster den Schädel. Und als später der Versuch nochmals wiederholt werden sollte, gingen die Ansichten über die Lage des Fensters derart auseinander, daß man davon abstand.

Ich selber begegnete dem »Golem« das erstemal in meinem Leben vor ungefähr dreiunddreißig Jahren.

Er kam in einem sogenannten Durchhause auf mich zu und wir rannten fast aneinander.

Es ist mir heute noch unbegreiflich, was damals in mir vorgegangen sein muß. Man trägt doch um Gotteswillen nicht immerwährend, tagaus tagein die Erwartung mit sich herum, man werde dem Golem begegnen.

In jenem Augenblick aber, bestimmt — ganz bestimmt noch ehe ich seiner ansichtig werden konnte, schrie etwas in mir gellend auf: der Golem! Und im selben Moment stolperte jemand aus dem Dunkel des Torflures hervor und jener Unbekannte ging an mir vorüber. Eine Sekunde später drang eine Flut bleicher aufgeregter Gesichter mir entgegen, die mich mit Fragen bestürmten, ob ich ihn gesehen hätte.

Und als ich antwortete, da fühlte ich, daß sich meine Zunge wie aus einem Krampfe löste, von dem ich vorher nichts gespürt hatte.

Ich war förmlich überrascht, daß ich mich bewegen konnte, und deutlich kam mir zum Bewußtsein, daß ich mich, wenn auch nur den Bruchteil eines Herzschlags lang — in einer Art Starrkrampf befunden haben mußte.

Über all das habe ich oft und lang nachgedacht und mir dünkt, ich komme der Wahrheit am nächsten, wenn ich sage: immer einmal in der Zeit eines Menschenalters geht blitzschnell eine geistige Epidemie durch die Judenstadt, befällt die Seelen der Lebenden zu irgend einem Zweck, der uns verhüllt bleibt, und läßt wie eine Luftspiegelung die Umrisse eines charakteristischen Wesens erstehen, das vielleicht vor Jahrhunderten hier gelebt hat und nach Form und Gestaltung dürstet.

Vielleicht ist es mitten unter uns, Stunde für Stunde, und wir nehmen es nicht wahr. Hören wir doch auch den Ton einer schwirrenden Stimmgabel nicht, bevor sie das Holz berührt und es mitschwingen macht.

Vielleicht ist es nur so etwas wie ein seelisches Kunstwerk, ohne innewohnendes Bewußtsein — ein Kunstwerk, das entsteht, wie ein Kristall nach stets sich gleichbleibendem Gesetz aus dem Gestaltlosen herauswächst. —

Wer weiß das?

Wie in schwülen Tagen die elektrische Spannung sich bis zur Unerträglichkeit steigert und endlich den Blitz gebiert, könnte es da nicht sein, daß auch auf die stetige Anhäufung jener niemals wechselnden Gedanken, die hier im Ghetto die Luft vergiften, eine plötzliche ruckweise Entladung folgen muß? — Eine seelische Explosion, die

unser Traumbewußtsein ans Tageslicht peitscht, um — dort den Blitz der Natur — hier ein Gespenst zu schaffen, das in Mienen, Gang und Gehaben, in allem und jedem das Symbol der Massenseele unfehlbar offenbaren müßte, wenn man die geheime Sprache der Formen nur richtig zu deuten verstünde?

Und wie mancherlei Erscheinungen das Einschlagen des Blitzes ankünden, so verraten auch hier gewisse grauenhafte Vorzeichen das drohende Hereinbrechen jenes Phantoms ins Reich der Tat. Der abblätternde Bewurf einer alten Mauer nimmt eine Gestalt an, die einem schreitenden Menschen gleicht: und in Eisblumen am Fenster bilden sich die Züge starrer Gesichter. — Der Sand vom Dache scheint anders zu fallen als sonst und drängt dem argwöhnischen Beobachter den Verdacht auf, eine unsichtbare Intelligenz, die sich lichtscheu verborgen hält, werfe ihn herab und übe sich in heimlichen Versuchen, allerlei seltsame Umrisse hervorzubringen. — Ruht das Auge auf eintönigem Geflecht oder den Unebenheiten der Haut, bemächtigt sich unser die unerfreuliche Gabe überall mahnende bedeutsame Formen zu sehen, die in unsern Träumen ins Riesengroße auswachsen. Und immer zieht sich durch solche schemenhafte Versuche der angesammelten Gedankenherden die Wälle der Alltäglichkeit zu durchnagen, für uns wie ein roter Faden die qualvolle Gewißheit, daß unser eigenstes Inneres mit Vorbedacht und gegen unsern Willen ausgesogen wird, nur damit die Gestalt des Phantoms plastisch werden könne.

Wie ich nun vorhin Pernath bestätigen hörte, daß ihm ein Mensch begegnet sei, bartlos, mit schief gestellten Augen, da stand der »Golem« vor mir, wie ich ihn damals gesehen.

Wie aus dem Boden gewachsen stand er vor mir.

Und eine gewisse dumpfe Furcht, es stehe wieder etwas Unerklärliches nahe bevor, befiel mich einen Augenblick lang, dieselbe Angst, die ich schon einmal in meinen Kinderjahren verspürt, als die ersten spukhaften Äußerungen des Golem ihre Schatten voraus warfen.

Sechsundsechzig Jahre ist das wohl jetzt her und knüpft sich an einen Abend, an dem der Bräutigam meiner Schwester zu Besuch gekommen war und in der Familie der Tag der Hochzeit festgesetzt werden sollte.

Es wurde damals Blei gegossen — zum Scherz — und ich stand mit offenem Munde dabei und begriff nicht, was das zu bedeuten habe, — in meiner wirren kindlichen Vorstellung brachte ich es in Zusammenhang mit dem Golem, von dem ich meinen Großvater oft hatte erzählen hören, und bildete mir ein, jeden Augenblick müsse die Türe aufgehen und der Unbekannte eintreten.

Meine Schwester leerte dann den Löffel mit dem flüssigen Metall in das Wasserschaff und lachte mich, der ich aufgeregt zusah, lustig an.

Mit welken zitternden Händen holte mein Großvater den blitzenden Bleiklumpen heraus und hielt ihn ans Licht. Gleich darauf entstand eine allgemeine Erregung. Man redete laut durcheinander, — ich wollte mich hinzudrängen, aber man wehrte mich ab.

Später, als ich älter geworden, erzählte mir mein Vater, es wäre damals das geschmolzene Metall zu einem kleinen ganz deutlichen Kopf erstarrt gewesen, — glatt und rund, wie nach einer Form gegossen, und von solch unheimlicher Ähnlichkeit mit den Zügen des »Golem«, daß sich alle entsetzt hätten.

Oft sprach ich mit dem Archivar Schemajah Hillel, der die Requisiten der Altneusynagoge in Verwahrung hat und auch die gewisse Lehmfigur aus Kaiser Rudolfs Zeiten, darüber. Er hat sich mit Kabbala befaßt und meint, jener Erdklumpen mit den menschlichen Gliedmaßen sei vielleicht nichts anderes als ein ehemaliges Vorzeichen, ganz so wie in meinem Fall der bleierne Kopf. Und der Unbekannte, der da umgehe, müsse das Phantasie- oder Gedankenbild sein, das jener mittelalterliche Rabbiner zuerst lebendig gedacht habe, ehe er es mit Materie bekleiden konnte, und das nun in regelmäßigen Zeitabschnitten, bei den gleichen astrologischen Sternstellungen, unter denen es erschaffen worden — wiederkehre, vom Triebe nach stofflichem Leben gequält.

Auch Hillels verstorbene Frau hat den »Golem« von Angesicht zu Angesicht erblickt und ebenso wie ich gefühlt, daß man sich im Starrkrampf befindet, solange das rätselhafte Wesen in der Nähe weilt.

Sie sagte, sie sei felsenfest überzeugt gewesen, daß es damals nur ihre eigne Seele habe sein können, die — aus dem Körper getreten

— ihr einen Augenblick gegenüber gestanden und mit den Zügen eines fremden Geschöpfes ins Gesicht gestarrt hätte.

Trotz eines furchtbaren Grauens, das sich ihrer damals bemächtigt, habe sie doch keine Sekunde die Gewißheit verlassen, daß jener Andere nur ein Stück ihres eignen Innern sein konnte. —

»Es ist unglaublich«, murmelte Prokop in Gedanken verloren.

Auch der Maler Vrieslander schien ganz in Grübeln versunken.

Da klopfte es an die Türe und das alte Weib, das mir des Abends Wasser bringt, und was ich sonst noch nötig habe, trat ein, stellte den tönernen Krug auf den Boden und ging stillschweigend wieder hinaus.

Wir alle hatten aufgeblickt und sahen wie erwacht im Zimmer umher, aber noch lange Zeit sprach niemand ein Wort.

Als sei ein neuer Einfluß mit der Alten zur Tür hereingeschlüpft, an den man sich erst gewöhnen mußte.

»Ja! Die rothaarige Rosina, das ist auch so ein Gesicht, das man nicht loswerden kann und aus den Winkeln und Ecken immer wieder auftauchen sieht«, sagte plötzlich Zwakh ganz unvermittelt. »Dieses erstarrte grinsende Lächeln kenne ich nun schon ein ganzes Menschenleben. Erst die Großmutter, dann die Mutter! — Und stets das gleiche Gesicht, — kein Zug anders! Derselbe Name Rosina, — — es ist immer eine die Auferstehung der andern.«

»Ist Rosina nicht die Tochter des Trödlers Aaron Wassertrum?«, fragte ich.

»Man spricht so«, meinte Zwakh, — — »Aaron Wassertrum aber hat manchen Sohn und manche Tochter, von denen man nicht weiß. Auch bei Rosinas Mutter wußte man nicht wer ihr Vater gewesen, — auch nicht was aus ihr geworden ist. — Mit fünfzehn Jahren hatte sie ein Kind geboren und war seitdem nicht mehr aufgetaucht. Ihr Verschwinden hing mit einem Mord zusammen, soweit ich mich dunkel entsinne, — der ihretwegen in diesem Hause begangen wurde.

Wie jetzt ihre Tochter spukte damals sie den halbwüchsigen Jungen im Kopfe. Einer von ihnen lebt noch, — ich sehe ihn öfter, — doch sein Name ist mir entfallen. Die andern sind bald gestorben und ich

meine, sie hat sie alle frühzeitig unter die Erde gebracht. Ich erinnere mich aus jener Zeit überhaupt nur noch an kurze Episoden, die wie verblichene Bilder durch mein Gedächtnis treiben. So hat es damals einen halb blödsinnigen Menschen gegeben, der nachts von Schenke zu Schenke zog und den Gästen gegen ein paar Kreuzer Silhouetten aus schwarzem Papier schnitt. Und wenn man ihn betrunken machte, geriet er in eine unsägliche Traurigkeit, und unter Tränen und Schluchzen schnitzelte er ohne aufzuhören immer das gleiche scharfe Mädchenprofil, bis sein ganzer Papiervorrat verbraucht war.

Aus Zusammenhängen zu schließen, die ich längst vergessen, hatte er — fast als Kind noch — eine gewisse Rosina, wohl die Großmutter der heutigen, so heftig geliebt, daß er den Verstand darüber verlor. —

Wenn ich die Jahre zurückzähle, kann es keine andere als die Großmutter der jetzigen Rosina gewesen sein.« — — — — — —

Zwakh schwieg und lehnte sich zurück. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Schicksal in diesem Haus irrt im Kreise umher und kehrt immer wieder zum selben Punkt zurück, fuhr es mir durch den Sinn und ein häßliches Bild, das ich einmal mit angesehen: — eine Katze mit verletzter Gehirnhälfte im Kreise herumtaumelnd — trat vor mein Auge. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Jetzt kommt der Kopf«, hörte ich plötzlich den Maler Vrieslander mit geller Stimme sagen.

Und er nahm einen runden Holzklotz aus der Tasche und begann an ihm zu schnitzen.

Eine schwere Müdigkeit legte sich mir über die Augen, und ich rückte meinen Lehnstuhl aus dem Lichtschein in den Hintergrund.

Das Wasser für den Punsch brodelte im Kessel und Josua Prokop füllte wiederum die Gläser. Leise, ganz leise klangen die Klänge der Tanzmusik durch das geschlossene Fenster, — manchmal verstummten sie vollends, dann wiederum wachten sie ein wenig auf, — wie sie der Wind unterwegs verlor oder zu uns von der Gasse emportrug.

Ob ich denn nicht mit anstoßen wolle, fragte mich nach einer Weile der Musiker.

Ich aber gab keine Antwort. — So vollkommen war mir der Wille mich zu bewegen abhanden gekommen, daß ich gar nicht auf den Gedanken den Mund zu öffnen verfiel. —

Ich dachte ich schliefe, so steinern war die innere Ruhe, die sich meiner bemächtigt hatte. Und ich mußte hinüber auf Vrieslanders funkelndes Messer blinzeln, — das ruhelos aus dem Holze kleine Späne biß, — um die Gewißheit zu erlangen, daß ich wach sei.

In weiter Ferne brummte Zwakhs Stimme und erzählte wieder allerlei wunderliche Geschichten über Marionetten — und krause Märchen, die er für seine Puppenspiele erdacht.

Auch von Dr. Savioli war die Rede und von der vornehmen Dame, der Gattin eines Adligen, — die in das versteckte Atelier heimlich zu Savioli zu Besuch komme.

Und wiederum sah ich im Geiste Aaron Wassertrums höhnische, triumphierende Miene. —

Ob ich Zwakh nicht mitteilen sollte, überlegte ich, was sich damals ereignet hatte, — dann hielt ich es nicht für der Mühe wert und für belanglos. — Auch wußte ich, daß mein Wille versagen würde, wollte ich jetzt den Versuch machen zu sprechen.

Plötzlich sahen die drei am Tische aufmerksam zu mir herüber und Prokop sagte ganz laut: »Er ist eingeschlafen«, — — so laut, daß es fast klang, als ob es eine Frage sein sollte.

Sie redeten mit gedämpfter Stimme weiter und ich erkannte, daß sie von mir sprachen.

Vrieslanders Schnitzmesser tanzte hin und her und fing das Licht auf, das von der Lampe niederfloß, und der spiegelnde Schein brannte mir in den Augen. —

Es fiel ein Wort — wie — »irr sein« — und ich horchte auf die Rede, die in der Runde ging.

»Gebiete, wie das vom ‚Golem' sollte man vor Pernath nie berühren,« sagte Josua Prokop vorwurfsvoll, — »als er vorhin von dem Buche Ibbur erzählte, schwiegen wir still und fragten nicht weiter. — Ich möchte wetten, er hat alles nur geträumt.«

Zwakh nickte: »Sie haben ganz recht. Es ist, wie wenn man mit offenem Lichte eine verstaubte Kammer betreten wollte, in der morsche

Tücher Decke und Wände bespannen und der dürre Zunder der Vergangenheit fußhoch den Boden bedeckt, ein flüchtiges Berühren nur und schon schlägt das Feuer aus allen Ecken.«

»War Pernath lange im Irrenhaus? Schade um ihn, er kann doch erst vierzig sein«, sagte Vrieslander.

— — »Ich weiß es nicht, ich habe auch keine Vorstellung woher er stammen mag und was früher sein Beruf gewesen ist. Aussehen tut er ja wie ein altfranzösischer Edelmann mit seiner schlanken Gestalt und dem Spitzbart. Vor vielen vielen Jahren hat mich ein befreundeter alter Arzt gebeten, ich möge mich seiner ein wenig annehmen und ihm eine kleine Wohnung hier in diesen Gassen, wo sich niemand um ihn kümmern und mit Fragen nach früheren Zeiten beunruhigen würde, aussuchen.« — — — — — Wieder sah Zwakh bewegt zu mir herüber.

— »Seit jener Zeit lebt er hier, bessert Antiquitäten aus und schneidet Gemmen und hat sich damit einen kleinen Wohlstand gegründet. — Es ist ein Glück für ihn, daß er alles, was mit seinem Wahnsinn zusammenhängt, vergessen zu haben scheint. — Fragen Sie ihn beileibe nur niemals nach Dingen, die die Vergangenheit in seiner Erinnerung wachrufen könnten, — wie oft hat mir das der alte Arzt ans Herz gelegt! — Wissen Sie, Zwakh, sagte er immer, wir haben so eine gewisse Methode, — — — wir haben seine Krankheit mit vieler Mühe eingemauert, — möchte ich's nennen, — so wie man eine Unglücksstätte einfriedet, weil sich an sie eine traurige Erinnerung knüpft.« — — — — —

Mein krankhafter Widerwillen, der Erinnerung an verflossene Ereignisse nachzuhängen, — dann der seltsame von Zeit zu Zeit immer wiederkehrende Traum, ich sei in ein Haus mit einer Flucht mir unzugänglicher Gemächer gesperrt, — das beängstigende Versagen meines Gedächtnisses in Dingen, die meine Jugendzeit betrafen, alles das fand mit einem Male seine furchtbare Erklärung. Ich war wahnsinnig gewesen und man hatte Hypnose angewandt, — hatte das — »Zimmer« verschlossen, das die Verbindung zu jenen Gemächern meines Gehirns bildete — und mich zum Heimatlosen inmitten des mich umgebenden Lebens gemacht.

Und keine Aussicht, das verlorene je wieder zu gewinnen!

Die Triebfedern meines Denkens und Handelns liegen in einem andern vergessenen Dasein verborgen, — begriff ich, — nie würde ich sie erkennen können: — eine verschnittne Pflanze bin ich, — ein Reis, das aus einer fremden Wurzel sproßt. Gelänge es mir auch, den Eingang in jenes verschlossene »Zimmer« zu erzwingen, müßte ich nicht abermals den Gespenstern, die man darein gebannt in die Hände fallen?!

Die Geschichte von dem Golem, die Zwakh vor einer Stunde erzählte, zog mir durch den Sinn und plötzlich erkannte ich einen riesengroßen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen dem sagenhaften Gemach ohne Zugang, in dem jener Unbekannte wohnen sollte, und meinem bedeutungsvollen Traum.

Ja! auch in meinem Falle würde der Strick reißen, wollte ich versuchen in das vergitterte Fenster meines Innern zu blicken.

Der seltsame Zusammenhang wurde mir immer deutlicher und nahm etwas unbeschreiblich erschreckendes für mich an.

Ich fühlte: es sind da Dinge — unfaßbare — zusammengeschmiedet und laufen wie blinde Pferde, die nicht wissen wohin der Weg führt, nebeneinander her.

Auch im Ghetto: ein Zimmer, ein Raum, dessen Eingang niemand finden kann, — ein schattenhaftes Wesen, das darin wohnt und nur zuweilen durch die Gassen tappt, um Grauen und Entsetzen unter die Menschen zu tragen!! — — — — — — — — — — — —

Immer noch schnitzte Vrieslander an dem Kopfe und das Holz knirschte unter der Klinge des Messers.

Es tat mir fast weh, wie ich es hörte, und ich sah hin, ob es denn nicht bald zu Ende sei.

Wie der Kopf sich in des Malers Hand hin und her wandte, war es, als habe er Bewußtsein und spähe von Winkel zu Winkel. Dann ruhten seine Augen lange auf mir, — befriedigt, daß sie mich endlich gefunden.

Auch ich vermochte meine Blicke nicht mehr abzuwenden und starrte unverwandt auf das hölzerne Antlitz.

Eine Weile schien das Messer des Malers zögernd etwas zu suchen, dann ritzte es entschlossen eine Linie ein und plötzlich gewannen die Züge des Holzkopfes schreckhaftes Leben.

Ich erkannte das gelbe Gesicht des Fremden, der mir damals das Buch gebracht.

Dann konnte ich nichts mehr unterscheiden, der Anblick hatte nur eine Sekunde gedauert, und ich spürte, daß mein Herz zu schlagen aufhörte und ängstlich flatterte.

Dennoch blieb ich mir — wie damals — des Gesichtes bewußt.

Ich war es selber geworden und lag auf Vrieslanders Schoß und spähte umher.

Meine Augen wanderten im Zimmer umher und eine fremde Hand bewegte meinen Schädel.

Dann sah ich mit einem Male Zwakhs aufgeregte Mienen und hörte seine Worte: um Gotteswillen, das ist ja der Golem.

Und ein kurzes Ringen entstand und man wollte Vrieslander mit Gewalt das Schnitzwerk entreißen, doch der wehrte sich und rief lachend:

»Was wollt Ihr, — es ist doch ganz und gar mißlungen.« Und er wand sich los, öffnete das Fenster und warf den Kopf auf die Gasse hinunter.

Da schwand mein Bewußtsein und ich tauchte in eine tiefe Finsternis, die von schimmernden Goldfäden durchzogen war, und als ich, wie es mir schien, nach einer langen langen Zeit erwachte, da erst hörte ich das Holz klappernd auf das Pflaster fallen. —

»Sie haben so fest geschlafen, daß Sie nicht merkten, wie wir Sie schüttelten,« — sagte Josua Prokop zu mir, »der Punsch ist aus und Sie haben alles versäumt.«

Der heiße Schmerz, über das, was ich vorhin mitangehört, übermannte mich wieder und ich wollte aufschreien, daß ich nicht geträumt habe, als ich Ihnen von dem Buche Ibbur erzählte — — und es aus der Kassette nehmen und ihnen zeigen könne.

Aber diese Gedanken kamen nicht zu Wort und konnten die Stimmung allgemeinen Aufbruches, die meine Gäste ergriffen hatte, nicht durchdringen.

Zwakh hängte mir mit Gewalt den Mantel um und lachte:

»Kommen Sie nur mit zum Loisitschek, Meister Pernath, es wird Ihre Lebensgeister erfrischen.«

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

FESTSTELLUNGEN

Otto Brahm, Kritische Schriften über Drama und Theater. Berlin, S. Fischer Verlag. — Neben Hermann Bahrs Aufsätzen wird diese Sammlung der Brahmschen Schriften das wichtigste Dokument für die Geschichte dessen sein, was man die moderne Literatur nennt, einer Periode, die abgeschlossen hinter uns liegt, in ihren Strebungen und Zielen überschaubar und bestimmbar. Ja mehr als Bahr, der als Mitschaffender mehr noch Partei ist, wird die kritische Tätigkeit Brahms (auch er Partei, doch nicht dichterisch mitbestimmte) diese Zeit deutlich machen in der Stärke und in der Schwäche ihrer Positionen. Es stellt ein hohes Zeugnis für Brahms ethischen Willen sowohl als für seinen gut ausgebildeten Geist aus, daß, was nie als ein Buch beabsichtigt war, was immer nur für den Tag geschrieben wurde und des Vergänglichen im Objekte genug enthält, sich doch zu der starken Einheit und inneren Einheitlichkeit eines Buches mit Anfang und Ende zusammenschloß, was nicht nur als ein Verdienst des geschmackvoll edierenden Schlenther anzusprechen, sondern eben Ausdruck Brahmschen Wesens ist. Er hatte seine Grenzen: dies ist kein Vorwurf, denn keiner kann über sich selbst wegspringen. Er füllte seine Grenzen aus: dies ist höchstes Lob, denn es verlangt dies Hingabe und Arbeit eines ganzen Lebens. Es ist doch sehr viel, daß man imstande ist ein Buch, das von Theaterstücken und Schauspielern und allerlei sonstigen Futilitäten handelt, mit aller Teilnahme, ja mit Vergnügen am Schreiben des Verfassers zu Ende zu lesen ohne zu ermüden. Brahm schrieb ein gutes, sachliches Deutsch, das nie flunkerte, seinen Charakter ganz von der Ergriffenheit und Beherrschung des Stoffes bekam, und das belebt wird von einer gar nicht preziös tuenden Grazie und einer nie aufdringlich werdenden Ironie Sein Wissen sagt er wie ein Weltmann, ohne den je mit der Geste besonders auszuzeichnen, und die Affekte seines Fühlens lassen ihn auch in stärkster Begeisterung nie lyrisch stammeln, denn er hat einen sauberen, an sich haltenden Geist, der sich in der Limitierung beherrscht. Und er ist nie witzig um witzig zu sein. Er will gar nicht Aufsehen machen. Er ist immer angezogen wie jedermann und wie es Brauch und Situation verlangen. Ich will nicht fragen, ob sich das Brahmsche Wesen so fein und wohltuend etwa nur deshalb vorstellt, weil es sich von dem aufgeregten Hintergrund heutigen Schreibens über das Theater stark abhebt, denn solche Frage wäre Frage nach dem Menschlichen und indiskret. F. B

Erster deutscher Herbstsalon. — Von den 300 Nummern des Katalogs hätte ich an die 200 gern entbehrt und statt deren mit Vergnügen die besten der neueren Bilder von Meidner, Pechstein, Oppenheimer, Häckel und einigen andern gesehen.

Denn die Kubisten interessieren mich nicht. Ich kann mir nichts melancholischeres denken, als was ich einmal bei Feldmann in Cöln sah: die Ausstellung eines lebendigen Künstlers, Picassos, drei Zimmer voll schöner, schöner Bilder und dahinter ein viertes, mit den letzten kubistischen Arbeiten gewürfelt, düster wie eine mit lehmfarbenem Mosaik ausgeschlagene Grabkammer, Picassos letzte »Periode«! Ich sah mich um, ob nicht der Künstler in einer Ecke am Strick baumelte. Mich fror. — Neugierig, wie ich bin, habe ich eine Anzahl kubistischer Traktate mit Fleiß gelesen. Einige sind, stellenweise, hübsch geschrieben. Und wenn man sie gelesen hat, braucht man sich keine kubistischen Bilder mehr anzusehen. Man nickt und geht mit Respekt vor soviel anständiger Verbohrtheit weiter. Im Herbstsalon hing ein kubistisches Bild mit einem rosa Kokottenbriefchen, das so recht in die algebraische Umgebung hineingepatzt war. Da blieb man denn wieder stehen und freute sich: Wie hübsch doch so ein hundsgemeines Rosa sein kann. Eine frisch eingetroffene Ladung Tschechen wies ebenfalls solche Farbenvelleitäten auf. Man freute sich — und marschierte entschlossen vor die Farben, die Farben Kandinskys. Eine brennende Aprikosenblüte, von der wir, mit unsern Europäernerven, vielleicht von den kleinen, zarten Japanholzschnitten geträumt haben: etwas wie die große, glühende Apotheose eines Utamaro. Es ist das Liebenswürdigste von den Kompositionen, die dort einen einzigen brennenden Dornbusch bilden. Aber die andern sind wahrscheinlich stärker. Kandinsky ist nun auf seiner Suche soweit vorgedrungen, daß seine Malerei nur noch eine Musik in Farben scheint... Vor bald hundert Jahren haben die Romantiker begonnen, davon zu sprechen. Kandinsky hat es als erster erreicht: Alles Gegenständliche ist aufgegeben, man erkennt von irgend welchen »Vorlagen« nicht mehr, als etwa in einem Stück absoluter Musik an Nachahmungen ‹Vogelruf, Geräusch› auftaucht. Aber bitte: vor Nachahmungen dieses genialen Einzelfalls sei flehentlich gewarnt...

Die andre Säule des Herbstsalons: Franz Marc. Der Salon hätte das eine oder andre seiner älteren Bilder zeigen sollen. Es ist immer reizvoll, nicht nur Bilder, sondern auch ein Stück Entwicklung zu sehen. Der Weg Franz Marcs ging vom Dekorativen ins Seelische. Er begann damit, daß er Tiere malte, wie eben ein Maler Tiere malt. Jetzt erzählt er von ihnen. Mit franziskanischer Liebe. Wie die heilige Katrei vor Meister Ekehart ausrief: »Herr, ich bin Gott geworden!« so könnte man von Franz Marc sagen, er sei Tier geworden... »Was,« ruft Fitzebutze, der Räsonneur der jüngsten Malerei ergriffen aus, »was heißt das! was hat das mit Malerei zu tun?« — Es gibt Künstler, bei denen das Handwerk gar keine Rolle mehr spielt. Nicht, als ob sie es verleugneten. Aber ihre Inbrunst ist so groß, daß die ergriffene Seele das sonst so lüsterne Auge betört und das Gesicht dem Gefühl hörig macht. Die Bilder von Franz Marc: Wälder voll ausschreitenden Liebreizes und schlank gewachsener, nein, noch im Wachstum sich streckender Kraft, seine Tiere noch ganz in die Schöpfung versponnen, — saftig, leuchtend, stark. Und ich finde diese Inbrust eines Intellektuellen ergreifender, als etwa die rührende Ungeschicklichkeit des Zöllners Rousseau — den sie schlucken mit Haut und Haaren: verständnisvoll.

R. S.

Frank Wedekind, Gesammelte Werke. Sechs Bände. München, G. Müller. Der sechste Band enthält Wedekinds letztgeschriebenes Werk, die Simson-Tragödie — von ihr aus muß, wer immer über dieses Dichters Schaffen urteilte, den Weg zurückgehen und ihn noch einmal und wieder erleben. Führt er auch immer noch über Gipfel nicht nur, sondern auch über Niederungen: W. steht durch diese Tragödie dieses höchste erreichte Ziel, in einem andern und bedeutungsvollen Licht. Wer diese Tragödie schreiben konnte, dem bedeutete das Dichten nie die gelegentliche Übung eines schönen Talentes, dem war es von tiefsten Sinn bewegter Wille auch, mehr einem Volke sein zu müssen, als ein irgendwelcher Schönmacher. Dieser Mann hat mit ganz andern Dingen noch gerungen als mit, sagen wir, seinen „Stoffen", der trug noch andere Lasten als die angenehme Bürde des Talentes; der hat, nicht vom künstlerischen Asthma gequält, das Leben ganz anders bei den Hörnern genommen als die sog. Naturalisten das, was sie als das Leben vermeinten. Wedekind ist der größte Dichter dieser Zeit, weil er auch ihr leidendster Mensch ist, der sich dichterisch äußerte. Keine Zeit verträgt ihre Großen: aber manchmal anerkennt sie sie negativ: die unsere hätte Wedekind gar zu gerne verhungern lassen. Um dem zu wehren sang er seine Lieder zur Guitarre auf dem Podium. Da sagte man schnell: ein Clown, ein Variété! und wollte sich ihn so vom Halse schaffen, da er schon nicht materiell auszuhungern war. Also erklärte man, sein Geld sei falsch. Aber er hat den Sieg behalten. Damit, daß er nichts sonst tat, als immer stärker der zu werden, der er war. Er wurde nicht billiger, im Gegenteil! Aus dieser ethischen Härte sprang der Simson, eine Tragödie, wie sie die Deutschen seit Kleist nicht besaßen. Mit welchem Namen nur ein Zeitpunkt fixiert sein soll, kein Vergleich, bei dem Simson über den Homburg sowohl wie über den Guiskard den Sieg gewänne. Den Einwurf Hebbel meint man doch wohl nicht ernsthaft. — Auf den ersten Seiten dieser Zeitschrift war gesagt worden, die moderne Literatur hätte uns nur Bücher gegeben, aber kein Werk — dieses Urteil ist in einem Falle, aber nur in dem einen, als unzutreffend zu bezeichnen: Wedekinds Schaffen gab ein Werk. Hat es die Risse und Schründe seines Urhebers, so seien wir beglückt davon, daß sich hier nie einer verstellte und anders tat als er war. Daß er noch unter einem andern Schicksal steht als dem des Dichters, das legt ihn uns besser ans Herz, verbindet ihn stärker mit dem Menschheitlichen noch. Übrigens: auf keinerlei Gruppierungen oder Einzelschulen der sogenannten „Moderne" fällt auch nur die Spur eines Verdienstes um diesen Dichter Frank Wedekind. Die „Moderne" kann sich ihn mit nichts zuschreiben. Er ist Einer ganz für sich immer gewesen, hat bei keinem ästhetischen Programm Schulden gemacht. Warum erkennt es kein Theaterdirektor als seine größte Pflicht (die vielleicht auch sein bestes Geschäft ist), Wedekinds Werk zu spielen, nicht dieses oder das, sondern jedes? Nicht nur die deutsche Schaubühne würde dabei gewinnen. F. B.

Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen von Paul von Winterfeld. C. H. Beck, München. Der umfangreiche Band ist aus dem Nachlasse W.s von Hermann Reich, dem Verfasser des gedankentiefen Mimus-Werkes, herausgegeben und eingeleitet. W. war ein etwas genialischer Mann mit einem Stoffwissen

auf seinem Gebiete der mittellateinischen Philologie wie es in gleichem Umfang, und, man kann das bei ihm wirklich sagen, in gleicher Tiefe Wenige besitzen. Nicht ganz zu seinem Glücke übte er auch ein kleines versifikatorisches Talent, dessen Zeugnisse als Lyrik anzusprechen, nicht anginge. Einer von jenen Dilettanten war er, die Gefühle haben und gar keine Anschauung, keine innere Figur. Dieser dichternde Zustand, diese leichte Banalität des nichts als Gefühligen, das schon Wunder was auszudrücken meint, wenn es Seelenschmerz sagt, kommt auch in diesen Übertragungen überall dort zum Vorschein, wo die unbedeutende Vorlage solches Dichten unterstützt, verschwindet aber zum Glück in den starken Stücken, wie dem Waltharius, dem Notker, ganz. W., ein feinorganisierter Mensch, merkte wohl hier die Distanz und zog nicht in den engen Kreis seines Vermögens was nicht hineingehörte. Sicher ist auch dieses freundliche Resultat nicht an solchen sprachschöpferischen Phänomenen wie etwa Rudolf Borchardt zu messen, auch nicht an geringeren als Borchardt, wie Vesper, aber es ist auch keineswegs in die Gegend zu stellen, wo sich Fuldas Meier Helmbrecht aufhält. Im Ganzen eine respektable Arbeit, die kaum ein anderer unternehmen wird und die immerhin ein Bild von der Art der Dichtung gibt, die, schon deutsch im innern Wesen sich lateinisch ausdrückt, in welchem Umstande schon das Urteil liegt, daß das wahrhaft Große zu schaffen ihr nicht beschieden sein konnte. Denn diese Dichter übersetzten sich selber, gaben ihr eigenes dichterisches Element auf. B.

Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit. Von Theodor Haecker. München, J. F. Schreiber. Von der Bedeutung Kierkegaards wisse die heutige Zeit nichts, was nichts gegen die Wirkung und Bedeutung ausmache, doch aber bliebe es die Aufgabe des philosophischen Menschen und sein Stolz und sein Glück, ein lebendiges Sein in ein lebendiges Wissen zu heben und dort zu sichern. Das unternimmt der Verfasser in seiner oft bis zum Schimpfen temperamentvollen Schrift, die nicht nur zeigt, daß er mit Nutzen Schelers Collegien gehört hat und auch sonst eine vortreffliche Erudition besitzt — ohne Spur gelehrter Pedanterie —, sondern auch hellen Sinn für Leben und Zeitdinge und stolzen Mut zu Urteilen, deren Gründe oft tiefer liegen als im bloß Intellektuellen. Vortrefflich ist alles gegen den Monismus, Mauthner, Naumann, ästhetisierende Kunstüberschätzung, Systemethiker, vortrefflich alles für Bergson, Strindberg, Dostojewsky, Kraus Gesagte: zu all dem kann man nicht anderer Meinung sein als der Verfasser. Wohl aber im Hauptthema. K. hat nicht nur das vollständigste Buch über sich selbst in allen seinen Büchern geschrieben, das alle Bücher anderer überflüssig macht, sondern er hat überhaupt nichts anderes geschrieben als sich selber, er ist das einzige Thema seiner Bücher, alle Wege, die er geht, sind freiwillige Umwege zu sich selber, er kommt immer zu sich selber zurück: kommt nicht zu Gott, schleppt Gott in seine Höhle, er war Sokrates noch einmal und ein Dialektiker von solcher Inbrunst, daß es ihm sogar den religiösen Charakter geben konnte, ihm, der nur im Sinne des protestantischen Paradoxes religiös war, dessen genialer Zu-Ende-Denker er war und dessen definitiver Erlediger. Womit die große Bedeutung Kierkegaards keineswegs historifiziert werden soll! Was übrigens auch damit geschähe, wenn in Erfüllung ginge, was der

Verfasser wünscht: daß ihn die Philosophen berücksichtigen mögen. Ich vermisse meinerseits K. gerne in den Sys emen der berufsmäßigen Lehrkanzler; bei den wenigen heutigen Denkern ist er sicher existent, und für mich muß ich zum Verfasser bemerken, daß ich vor 23 Jahren — ich war ein junger Student — zum erstenmal Entweder-Oder las (der Titel des Buches zog mich in den Laden, in dessen Fenster das Buch lag) und daß mir seitdem zum immer stärker drängenden Erlebnis die Existenz dieses aufregenden Ingenium wurde, wenn es mir auch nicht gelang, dieses Erlebnis in höherem Maße auszudrücken, als es nach meinem eben nicht sehr großen Vermögen geschah. In all der Zeit war mir K. stärker als irgend sonst was die laute Mahnung des Christentums, die nicht immer deutlich gehörte, aber nie nicht gehörte. Keinem bin ich mit meinem inneren Leben stärker verpflichtet. Der Leser entschuldige die e allzupersönliche Bemerkung zum Verfasser hin, der, wie manchmal zum Schimpfen, so manchmal auch in das Mißtrauen des snobistischen Entdeckers fällt, der auf seine Primeurs eifersüchtig ist und da vielleicht lieber glauben möchte, man hätte sich die Kenntnis Kierkegaards mit schnellen Fingern erst kürzlich aus des Verlegers Diederich großem Kulturbottich gefischt, in dem neben Horneffer auch Kierkegaard schwimmt — beides, wie der Verleger schwört, zur Rettung des deutschen Geistes und dito Seele. — Ich muß noch eine unanständige Bemerkung des Verfassers abweisen. Er schreibt in einer Anmerkung: „Die Gedanken Claudels sind schon dadurch verdächtig, daß sie von Franz Blei in Deutschland eingeführt werden. Was aber seine Dichtung angeht . . ." Der Verf. will so Claudel durch mich erledigen und gibt mich summarisch noch dem Käufer seiner Meinung drein. Es schmeichelt mir, daß Verfasser mich bei seinen Lesern nicht nur überhaupt als bekannt, sondern sogar als sehr fixiert bekannt voraussetzt. Was er aber für die Prägung einer kurrenten Münze hält, dürfte doch wohl nur ein recht fades übernommenes Klisché sein, das sich die schnell arbeitende Journalière für ihren Bedarf fertigen muß, die Zeitungsleute haben ein Recht darauf, das nicht zu kennen oder zu verstehen, worüber sie ein Urteil abgeben gegen Zeilenhonorar. — Unanständig ist es vom Verfasser — nicht, daß er mich nicht kennt natürlich, aber daß er Claudel durch den diskreditieren will, der zuerst (vor fünf Jahren!) zwei außerordentliche (moderne, nicht „mittelalterliche") Dramen von ihm übersetzt hat. Denn nur das geschah — Gedanken Claudels (die ich nebenbei g a r nicht bedeutend finde) habe ich nie „eingeführt". Der Verfasser scheint übrigens nur die „Verkündigung" zu kennen, anders würde er nicht so Einfältiges über den Dichter sagen, den, wie es in einem Programmbuch von Hellerau geschah, einen neuen Dante zu nennen natürlich ebenso einfältig ist. Auch dieses Hellerauer Claudel-Buch kennt der Verfasser noch, in dem einige, und wie ich glaube, meist jüdische Verfasser über Claudel sich geäußert haben, wozu der Verf. bemerkt: „Was in Deutschland um Claudels Namen herum entsteht, ist etwas sehr Merkwürdiges: ein literarisch-jüdischer Neokatholicismus ohne jede wahrhaftige innere oder auch nur äußere Tradition . . . Spaßkatholiken, Gimpel, Hanswürste, Leichenräuber und Aasvögel." Der Verf. sieht zu schwarz. Die paar entwurzelten Juden, die vielleicht Neigung zeigen, in eine betbruderhafte Verblödung fallen zu wollen, oder die paar poveren Christenjünglinge,

die ihre traurige Dichterei um kleine Heilige, Kardinäle und schöne Beichtkinder mäßig ausschweifen lassen — ist das eine Zeiterscheinung, die auch nur irgendwas mit dem Glauben zu tun hat, für irgendwas symptomatisch wäre als dafür, daß irgendwas heutzutage immer bei Hohlköpfen und -Herzen Mode wird für eine Weile? Wäre das mehr, dann könnte man auch das Tangotanzen an den Nabel der Welt binden. Aber die heute viel geübte Lust zu schimpfen ist so Passion geworden — mit so nachlassendem Denken — daß sie sich auf die skurilsten Objekte stürzt und deren Wichtigkeit übertreibt, nur um sich Genüge zu tun: die fünf Schimpfworte des Verfassers geben den ganzen fünf „Neokatholiken" eine Existenz, die sie vorher sicher eher zu bezweifeln als zu behaupten geneigt waren. F. Blei.

Frühchristliche Apologeten. Aus dem Griechischen und Lateinischen. Erster Band. München, J. Kösel. — In der bekannten und sehr geschätzten Bibliothek der Kirchenväter erschien dieser Band als der 12., in der Reihe der frühchristlichen Apologeten als der erste; er enthält als die wichtigsten Stücke die Apologien des Aristides und Justins des Märtyrers, des Tatian Rede an die Bekenner des Griechentums und des Athenagoras Bittschrift für die Christen; in sehr gewissenhaften Übersetzungen (von Rauscher, Julius, Kukula und Eberhard) und mit allem gelehrten Notenapparat. Was diese Dokumente für die Geschichte der christlichen Dogmatik so wertvoll macht ist, daß ihre Verfasser Heidenchristen waren, welche, in griechischem Kulte erzogen und in der alten Philosophie gebildet, erst in der zweiten Hälfte ihres Lebens Christen wurden, nicht immer zum Vorteil der Kirche, in die sie nicht nur die Heftigkeiten der Frischbekehrten hineintrugen, sondern auch vieles von dem Sektengeiste, der ihnen aus der heidnischen Zeit anhaftete. Die Kirche brauchte Jahrhunderte um das Phantasma der orientalisch-christlichen Derwische zu verdauen. Diese Verdeutschung der Dokumente gibt dem gebildeten Leser die sehr zu dankende Möglichkeit, Dinge, über die er sonst nur lesen konnte, selbst zu lesen. Heute sind die Mystiker Mode, — es wäre für das Denken der aus geistiger Insuffiziens für Seuse, Bergson und Mme Guyau Schwärmenden (und nichts als Schwärmenden) sehr gesund, sie begäben sich in die härtere Schule der Patres; Staat und Mode ist allerdings mit diesen Herrschaften nicht zu machen, denn von ihnen führen keine leichten und gefälligen Wege ins Gefühlige, sondern steile und weite ins Geistige. Der Augenaufschlag und das Wortspiel tun es da nicht; ein zart plätscherndes Salongespräch geben sie nicht her; und einer blassen Erotik esoterischen Charakters kann man mit Justin kein hektisches Rot auf die Wangen zaubern wie es den Alamodeschwärmern mit Heinrich von Nördlingen gelingen soll. Aber wer weiss? Denen, die heute alles befingern, gelingt vielleicht auch, die Kirchenväter zur Mode einer »geistigen Bewegung« zu machen. B.

Rudolf Hans Bartsch, Vom sterbenden Rokoko. Mit Lithographien von Hugo Steiner, Leipzig, Staackmann. — Der Verleger schickte mir das Buch persönlich wohl in der Meinung ich verstünde was besonderes vom Rokoko und vom schönen Buch. Ich hatte dadurch zum erstenmal Gelegenheit, etwas von Bartsch zu lesen, der eine angenehme Unterhaltung bietet, wenn man die Unterhaltung aus Büchern denen mit einer Frau vorzieht, zu denen Leuten ich allerdings nicht gehöre. Ich bin

nicht für unterhaltende Bücher, was nicht heißt, daß ich die langweiligen liebe. Ich bin eher für unterhaltende Frauen, was nicht heißt, daß ich die amüsanten liebe. Das Buch ist sehr schön gedruckt, aber die Zeichnungen von Steiner verderben es. Sie sind, man weiß nicht weshalb, auf den Stein gezeichnet ohne eine Spur vom besonderen Reiz der Lithographie und ohne den geringsten Verstand des Zeichners dafür. Peinliche Zeichnereien mit harten Farben koloriert, fein ausgeführt wie Etiketten auf Weinflaschen. Kein Schattenstrich ist vergessen. Um den Geist zu kapieren, in dem heute einer das Rokoko künstlerisch geben kann, sei dem Zeichner Karl Walser empfohlen. Um zu erfahren, was eine Lithographie ist, möge er sich Bonnards Daphnis und Chloe ansehn oder Klossowskis Lithos zu Meier Gräfes Orlando und Angelika, welches famose Buch ⟨bei P. Cassirer erschienen⟩ auch dem Verleger Staackmann zeigen wird, wie man derlei macht. Ich glaube nur nicht, daß die Autoren dieses Verlages das Besondere einer Ausstattung nötig haben. Sie werden dadurch nicht besser, sondern durch die Pretension der Darbietung schlechter. F. B.

Karl Scheffler, Italien, Tagebuch einer Reise, mit 118 Vollbildern, Inselverlag 1913. — Ein Deutscher, dem deutschen Wesens Errettung aus hohlem Scheindasein am Herzen liegt, sucht auch im Süden Wegweiser, die ihm neue Wege zeigen und alte bestätigen sollen. Die Enttäuschung ist furchtbar. Zwar findet er in antiker Architektur Gewähr für die Richtigkeit des heute angestrebten sachlichen Stils und schon in Verona wölbt sich ihm die Brücke über Jahrtausende hinweg. Dafür aber wird ihm die Renaissance zum konventionellen Renommierstil. Selbst in den stärksten Werken, dem Gattamalata, dem Colleoni, wittert er den Anfang des schmählichen Endes, das unsere Zeit bedeutet, und gegen Raffael empfindet er einmal gar das Gefühl des Hasses.

Erstaunt fragt man sich, wie ein Deutscher so überrumpelt werden kann, da doch den Deutschen die Kunst Italiens geläufiger zu sein pflegt als ihre eigene. Die Erklärung Schefflers reicht nicht hin, daß den in Deutschland isoliert stehenden Werken zuwachse, was Konvention daran sei, während in Italien ihnen in der ungeheuren Gemeinschaft jede Physiognomie abhanden komme. Denn was zuwächst, ist Reichtum des Geistes, nicht des Herzens. Die Leere, die Scheffler immer wieder fröstelnd empfindet, war auch in Deutschland. Es ist also doch wohl so, daß auch Scheffler das typisch deutsche Schicksal ereilt, nur umgekehrt. Die Sehnsucht treibt auch in ihm eine Idee herauf. Während aber die meisten nicht die Kraft haben, die Ideen hoch genug zu treiben, und schließlich mit dem Ideal einer schönen Eleganz sich abfinden, läßt Scheffler nicht ab von der Forderung seelischer Werte und an ihr muß das italienische Mach-Werk grausam scheitern.

Diese Umkehr aber ist nicht so selten, wie Scheffler meint. Er hatte nicht nötig, sich so nachdrücklich zu rechtfertigen. Denn die Gemeinde derer, denen dieses von Herzen kommende Buch zu Herzen gehen wird, ist immerhin recht ansehnlich und alle, in denen die Fülle der deutschen Sprache und die Wahrhaftigkeit der deutschen Kunst noch lebt, wird das Italienische zwar irgendwie mitreißen, aber auch irgendwie erkälten. Wer aber erst Wege deutscher Zukunft sucht, wie kann er in den südlichen Provinzen zureichendes Gelände finden? Es sei denn, daß zweierlei ihn

reizt Die Sympathie der grandiosen Selbstverständlichkeit antiker Profanarchitektur und die Kontrastierung welschen und gotischen Wesens, wie es in Italien nicht nur die Werke der deutschen, sondern vor allem die deutsch beeinflußten älteren Meister möglich machen.

Dies findet denn auch Scheffler. Dabei ist aber nicht so sehr das Historische von Bedeutung: die hypothetische Brücke von der Antike zur Gotik läßt sich geschichtlich wohl kaum halten. Sondern das Theoretische. Denn wenn auch Wörter wie gotisch, faustisch, kolossalisch, artistisch, sentimentalisch manchen Leser nicht viel mehr als Wörter bleiben werden, so ist doch der Kern durchaus wesenhaft: die Kunst der Sachlichkeit gegen die Kunst der Illusion, die Kunst des Herzens gegen die des Temperaments, Wahrheit gegen Eleganz. Da treten dann die Griechen in toto, von den Römern die Profanarchitektur und die Bildniskunst, die frühesten Italiener, die altdeutschen Meister, die Niederländer, die neueren Franzosen auf die eine Seite und dem griechischen Tempel fügt sich sozusagen das gotische Fenster ein. Auf der andern Seite aber steht, mit gesundem Menschenverstand und in der geschickten Dekoration der Oper, das Wesen der italienischen Renaissance, eine elegante Aufmachung der Antike für den italienischen Salon. Drei Männer aber bleiben, kämpfend und fast grollend, abseits: Leonardo, Michel Angelo, Tintoretto, Geister des gotischen Ideals in der Umwelt des Renaissancehaften.

Dieser Schluß, den ein Deutscher mit der ganzen Kraft seines Herzens zieht, macht das Buch so wertvoll, daß man es jedem männlich denkenden zur ernsten Lektüre wünschen möchte. W. K.

BEI DER REDAKTION GINGEN EIN:

Aus dem Verlage Hermann Barsdorf, Berlin: A. J. Storfer: Marias Jungfräuliche Mutterschaft.

Aus dem Verlage Georg Müller, München: Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz, herausgegeben von Benno Rüttenauer, drei Bände, Jean Pauls Persönlichkeit, herausgegeben von Eduard Berend, Brentano: Aloys & Imelde.

Aus dem Insel-Verlag: Schurig: W. A. Mozart, sein Leben und sein Werk, zwei Bände.

Aus dem Mercure de France, Paris: E. Pilon: Portraits de sentiment, C. Culmont, La Poésie Française du Moyen-Age.

Aus dem Verlage Nouvelle Revue Française, Paris: J. Renard: l'oeil clair, Pierre Hamp: l'enquete, du Gard: Jean Barois, C. L. Philippe: Charles Blanchard.

Aus dem Verlage Charpentier, Paris, Pawlowski: Voyage au Paris de la 4e dimension.

Aus dem Verlage Oesterheld, Berlin, Kobor: Der Preis des Lebens.

Aus dem Verlage A. Juncker, Berlin, Wied: Pastor Sörensen.

Aus dem Verlage Bruno Cassirer, Berlin: Die Plastik der Ägypter.

Aus dem Verlage E. Rentsch, München, Rene Beeh (M. Barka): Malerbriefe aus Algerien.

MERCEDES-AUTOMOBILE

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

VERKAUFSSTELLEN UND VERTRETUNGEN AN
ALLEN HAUPTPLÄTZEN DES IN- U. AUSLANDES

DER PANTHER

KÄMPFT
FÜR DEN LIBERALEN UND
IMPERIALISTISCHEN
GEDANKEN

Herausgeber
AXEL RIPKE

DIE EINZIGE ZEITSCHRIFT

in der die Führer der nationalliberalen Partei ständige Mitarbeiter sind. Die einzige Zeitschrift, die darum jeder nationale und liberale Deutsche lesen muß.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Einzelnes Heft . . . . . M —.50
Halbjährlich . . . . . M 5.—

Probenummern gratis durch
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

PANTHERVERLAG, BERLIN-HALENSEE

CARL HAUPTMANN

SCHICKSALE

EINBANDZEICHNUNG VON WILH. WAGNER

GEHEFTET M 4.— ★ GEBUNDEN M 5.—

SAALE-ZEITUNG: Alle 17 Skizzen, die in dem Buch vereinigt sind, sind machtvoll und groß in der Art der Darstellung. Carl Hauptmann hat sich diese Schicksale nicht ergrübelt. Wo andere das sehen, was Vererbung, die Verhältnisse und die Lüge konstruiert haben, da sieht Hauptmann auf den ersten Blick die Seele. Daß er einer der feinsten Psychologen ist, die die deutsche Literatur aufzuweisen hat, wissen wir lange, die „Schicksale" zeigen es wieder deutlich. Die Schicksale zeigen aber auch, daß er ein Schilderer und Gestalter ist, der sich unseren bedeutendsten Erzählern zur Seite stellen kann. Heute sind die „Schicksale" Hauptmanns größtes Buch.

BRESLAUER MORGENZEITUNG: Carl Hauptmanns Erzählerkunst entfaltet in seinem neuen Bande „Schicksale" all ihre lebensvoll blühende und doch vom Herbsthauch schweren Einsamseins umwitterte Buntheit. In energischen, nicht selten fast schmerzlichen Strichen, sind diese „Schicksale" auf die immer wechselnde Wand ihrer Hintergründe gestellt. Mit der Kraft blitzhafter Helle und unmittelbarer Geschehensschilderung leuchtet er hinein, wohin er immer leuchten will: in die phantastische Welt religiösen Wahnes, in die stille Versonnenheit exotischer Jugend, hinab in die prunkende Kälte fürstlicher Verlassenheit, bis hinauf in die halb unirdischen Höhen des „Südenvogels". Hauptmanns Kunst kommt zu uns wie eine spröde Geliebte, die sich dem Werber jäh, in herber Keuschheit, einen Strom blendenden Lichtes betörender Schönheit spendend, zu eigen gibt.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

VOM JUDENTUM

EIN SAMMELBUCH

Herausgegeben vom Verein
jüdischer Hochschüler
BAR KOCHBA
in Prag

*

Vierte Auflage
Geheftet M 3.50
Gebunden M 4.50

*

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

INHALTS-VERZEICHNIS

des Sammelbuches: VOM JUDENTUM

Hans Kohn: Geleitwort.

JÜDISCHES WESEN

Dr. Karl Wolfskehl (München): Das jüdische Geheimnis. — Jakob Wassermann (Wien): Der Jude als Orientale. — Hans Kohn-Bar Kochba (Prag): Der Geist des Orients.

JÜDISCHE RELIGIÖSITÄT

Dr. Martin Buber (Zehlendorf bei Berlin): Der Mythos der Juden. — Dr. Hugo Bergmann-Bar Kochba (Prag): Die Heiligung des Namens. — Elijahu Rappeport (Göttingen): Jeschualegenden.

JÜDISCHES DENKEN

Margarete Susman (Rüschlikon): Spinoza und das jüdische Weltgefühl. — Dr. Kurt M. Singer (Hamburg): Von der Sendung des Judentums.

DAS NEUE JUDENTUM

Moses Calvary (Crossen a. O.): Das neue Judentum und die schöpferische Phantasie. — Dr. Erich Kahler (Wien): Über Pathos. — Dr. Alfred Wolff (Berlin): Jüdische Romantik.

DAS WERDEN DER JÜDISCHEN BEWEGUNG

Dr. Wilhelm Stein-Bar Kochba (Prag): Unsere Geschichte. — Adolf Böhm (Wien): Wandlungen im Zionismus. — Robert Weltsch-Bar Kochba (Prag): Theodor Herzl und wir.

DIE AUFGABEN DER JÜDISCHEN BEWEGUNG

Dr. Arthur Salz (Heidelberg): Ver sacrum. — Dr. Oskar Epstein-Bar Kochba, (Prag): Erhaltung oder Erneuerung? — Ludwig Strauss (Berlin): Die Revolutionierung der westjüdischen Intelligenz. — Dr. Hugo Herrmann-Bar Kochba (Prag): Erziehung im Judentum.

DER JUDE UND EUROPA

Dr. Moritz Goldstein (Berlin): Wir und Europa. — Arnold Zweig (München): Die Demokratie und die Seele des Juden.

PROBLEME DER GEGENWART UND DER ZUKUNFT

Dr. Nathan Birnbaum (Berlin): Das Erwachen der jüdischen Seele. — Gustav Landauer (Hermsdorf bei Berlin): Sind das Ketzergedanken? — Moritz Heimann (Berlin): Jüdische Kunst. — Dr. Max Brod (Prag): Der jüdische Dichter deutscher Zunge.

AUS ALTEN BÜCHERN

Micha Josef bin Gorion (Berlin): In Bethlehem, in Jerusalem und in Rom.

Aus dem Buche Sohar:

I. Subjekt und Objekt der Welt — Der Mensch ein göttliches und gottmächtiges Wesen — Die Sabbatheiligung — Gottes Wesen — Ruhe und Wandel. Übertragung von Dr. Hugo Bergmann, Bar Kochba (Prag). II. Das Licht des Urquells. Übertragung von Dr. Ernst Müller (Wien).

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

NEUE GEDICHTBÜCHER

BERTHOLD VIERTEL
DIE SPUR: GEDICHTE

Geheftet M —.80, gebunden M 1.50

NEUES WIENER TAGEBLATT: . . Diese Gedichte sind erlebt, nicht erfunden; sie haschen nicht nach billiger Gefälligkeit, sondern sind mitunter lieber unmelodisch als unwahr Viertel wagt Bilder oder Mitteilungen von Erlebnissen, die im ersten Augenblick befremden können, bald aber durch ihr reines Gefühl nicht bloß versöhnen, sondern erschüttern . . . . Ein Dichter für Leser, die jedes Wort eines lyrischen Gedichtes mit Bedacht auszugenießen lieben.

FRANZ WERFEL
WIR SIND: NEUE GEDICHTE

Geheftet M 3.—, geb. M 4.50 / Vorzugsausgabe: 15 Exemplare auf schwerem Japanbütten in Ganzlederband M 35.—

DIE GEGENWART: Wenn es so weiter geht, wird man das Zeitalter bald nach dem Namen dieses großen Lyrikers benennen.

DIE ZEIT, WIEN: Die neuen Gedichte des jungen Prager Lyrikers. Es ist derselbe dithyrambische Ton, dieselbe dionysische Lebensfreude. Man wird manchmal an den jungen Goethe gemahnt, der so die Welt in Liebe umfaßte, bereit, der Erde Glück, der Erde Weh zu tragen. Endlich einer, der sachruhig die Dinge beim Namen nennt, ohne romantisches Getue, unbefangen und herzlich. Selten hat man so natürliche Töne gehört. Zu diesem Dichter sprechen die Menschen und Dinge; fremde und gleichgültige Objekte sind plötzlich aus dem Schlafe erwacht und sagen die Geheimnisse wie im Märchen.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

NEUE GEDICHTBÜCHER

FRANCIS JAMMES
GEBETE DER DEMUT

Geheftet M —.80, gebunden M 1.50

BERLINER BÖRSENCOURIER: . . . Ein zartes, biblisches, unendlich gläubiges Buch. Reine Gebete des Toren, der mit Gottes niederen Geschöpfen, Hunden und Eseln, auf Rosen gebettet ins Himmelreich eingeht. Und auf diesem demütigen Ufer, jenseits vom Bösen und dem Asphalt des kämpfenden Geistes fern, breitet sich die Schöpfung zauberhaft aus, viele selige Inseln, Robinsonaden, die Rotkehlchen des Paradieses und, vom Wurm des Zweifels und der Verirrung nicht gestört, Gottes fromme, einfältige Welt . . . Diese Gedichte sind wie bunte Heiligenpracht, die uns auf gotischen Bildern entzückt, er malt dieselben Türme und jene Landschaft auf Goldgrund, umschwebt von Engel-Glorienschein. In langen, gereimten Rhythmen fließen sie aus, eine brünstige, liebende Umschlingung der Welt.

GEORG TRAKL
GEDICHTE

Geheftet M 1.60, gebunden M 2.50

SAALE-ZEITUNG: Die Gedichte von Georg Trakl zeigen eine erstaunliche Fähigkeit, dunkle Stimmungen zu geben. Lieder, wie das an Franz Marc erinnernde Nachtlied, oder das erste der Rosenkranzlieder: „An die Schwester", tönen in einer mystischen Musik und lassen eine Entwicklung erwarten, die vielleicht zu ganz Neuem führt.

OTTOKAR BREZINA
HYMNEN

Geheftet M —.80, gebunden M 1.50

SAALE-ZEITUNG: In den taumelnden Hymnen von Brezina wird selbst die Stille enthusiastisch. Diese beschwingten Rhythmen sind durchglüht von einem begeisterten Erfassen des Alls. Hier werden Welten durchstürmt. Gigantische Visionen, deren Hintergrund der Himmel, überlebensgroß, ist. Mit ungeheurem Schwunge wird uns die Seele entführt und treibt in den Wirbeln des Kosmos.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Verlag der Weissen Bücher · Leipzig

RENÉ SCHICKELE

DIE LEIBWACHE

Neue Gedichte.

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Es ist in diesen Gedichten etwas von dem Gefühl eines Wanderers, der aus erregten, geistigen Abenteuern in die heimatliche Landschaft zurückgekehrt und nun, in Grün und Licht und schmelzender Sonne, das Wunder der irdischen Liebe erlebt. Schickele, in dessen früheren Gedichten paradoxe Sehnsucht zu elektrischen Gestirnen empordunstete, der dann das Tempo der Grossstadt mit einer ganz frischen Empfindlichkeit erlebte, ist in die heimische Begrenztheit zurückgekehrt. Stolz weiss er sich auf dem Boden der Väter, deren Leben durch sein Blut hindurchwirkt und sein Tun mit einer flammenden Gloriole umgibt. Ein idyllisches, unbürgerliches Glücksgefühl trägt seine Verse: Landschaft, Fluss und Garten sind in nächster Nähe gesehen. Körperlich wird der Lichtstrom der Sonne der grosse flutende Glanz des Abendrotes empfunden. Die komplizierte Bildlichkeit ist einer natürlichen Vereinfachung gewichen, die sich bis in den Rhythmus ausdrückt. Selbst in Versen, deren Pathos in einer Fülle von Visionen anspringt, bleibt jene Einfachheit, die nur die Beherrschung hat. Es gibt in diesem Buche Gedichte, deren Tempo von Sturmsignalen bestimmt zu sein scheint. Phantasien, die sich zu zerfetzen drohen: aber eine ganz klare Hand bringt sie in eine gegenständliche Ordnung. Diese Einfachheit gibt den heimatlichen Balladen, von denen Schickele eine grössere Anzahl bringt, einen Ton der Schlichtheit, den man fast volkstümlich nennen könnte. Das Standbild eines vorreformatorischen Bauernpredigers setzt im Ton eines frischen Reiterliedes ein: welch rhythmisches Raffinement dahinter steckt, zeigt dann deutlicher die Erzählung der Schwester Kathrei, in der mit ganz sinnlichen, einfachen Ausblicken die himmlische Landschaft geschildert ist, das Spielen und Sinken der mystischen Seele in Gottes Gnadenflut. Die Schlichtheit des Bildes ist gleichsam nur sein Äusseres: man fühlt unmittelbar das Arbeiten eines hochdifferenzierten Nervensystems, das in unendlich zartem Geflecht die primitive Aussenseite belebt und bewegt. Und so ist diese Rückkehr ins Nest keine „Heimatkunst" im Sinne grober Beschränktheit, selbst nicht, wenn sie sich programmatisch gibt, wie in dem Schlusskantus des Buches: „Ich besinge den Juli". Gerade hier fühlt man den Prozess, wie das Kosmisch-Bizarre des Dichters sich zu einfacheren Formen klärt, wie aus dem exzentrischen, unruhig brausenden Paradox sich etwas zu Boden senkt, das in ganz einfachen, gegenständlichen Bildern aus tiefen Gefühlsschichten gereinigt aufstrahlt.

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

Ernst Stadler

Der Aufbruch

Gedichte

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Ernst Stadler, bekannt und in den Kreisen der Jungen bereits hochgeschätzt als Kritiker und Übersetzer, veröffentlicht einen Band Gedichte, der einen ganz ursprünglichen Lyriker offenbart. Ein gedrängter Rhythmus beseelt die weit ausladenden Zeilen seines Strophenbaues, es ist wundervoll, wie ein Gefühl sich langsam gestaltet und alles in der Schwebe bleibt bis die Endreime wie große Schmetterlinge niedergehen. Durch Großstadt und freies Land, Jammer und Glück kämpft sich Musik, dann strömt alle Unruhe in Zuversicht. Schöne Gedichte und was vielleicht noch wichtiger ist: eine Lebenssache, so ernst, so ehrlich, wie irgend eine, so „romanhaft" wie irgend ein Schicksal. Ohne Programm, tendenzlos, frisch und blutfarben in dieser Zeit der „Literaturpolitik", wo Temperamente, Gefühle, Richtungen und Schulen wie Aktiengesellschaften gegründet und die Originalgenies in ihrem zartesten Alter an Litfaßsäulen ausgesetzt werden. Nebenbei ist dieser Dichter Germanist, Professor der deutschen Sprache, wovon er, wie oben gesagt, Gebrauch macht.

Otto Erich Schmidt: Ernst Stadlers Gedichte „Der Aufbruch" sind so herrlich einfach und innig, daß man sie religiös nennen möchte. Sie sind bildhaft, aber nicht wie die meisten der modernen Lyrik nur nach Bildern und Wortbildungen suchend und unzufrieden mit den bestehenden Worten und Formen, sondern sie finden diese nötigen neuen Worte. Stadler gebraucht schwere, lange Verse, unbekümmert um Silbenzahl oder ängstliche Abmessung. Dadurch kommt eine Stimmung über die Gedichte, die, wie z. B. in dem ersten Gedicht „Worte" und in dem herrlichen Sang „Einkehr", sanft wie ein Abend, beruhigend im liebevollen Umarmen des Kosmos wirkt. Viele Gedichte sind in der Versart Stuckenscher Dramen geschrieben und bekommen dadurch die ungeheure Steigerung oder das langsame und milde Abklingen der Gefühle.

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

Paul Zech

Die Eiserne Brücke

Neue Gedichte

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

10 Exemplare auf echt Bütten in Ganzpergament gebunden M 30.—

Dieser neue Gedichtband von Paul Zech, dem Verfasser des „Schwarzen Reviers" schließt sich inhaltlich nur in seinem ersten Teile an des Dichters Erstlingswerk „Schollenbruch" an. Der weitaus größte Teil der Gedichte ist auf einen gänzlich neuen Ton gestimmt. Liebesstrophen von psalmartigem Charakter und soziale Rhythmen dominieren. Bemerkenswert sind auch die großen Zyklen „Der Hafen", „Der Stadtpark"; Gedichte wie „Der Mörder", „Die Sackträgerin", „Der Priester", „Die Greisin" erweisen sich als ein angestrengter Versuch zur Gestaltung der neuen Ballade. Im Sprachlichen und Ethischen erscheint „Die Eiserne Brücke" wesentlich stärker als alle früheren Bücher von Paul Zech, von dem Erich Mühsam in einem Essay über moderne Lyrik schrieb: Weisel und Zech scheinen unter den Allerjüngsten die Anwartschaft zu haben, auf dem Unterbau der Lyrik des letzten Jahrzehnts gute Dichtung aufzurichten."

Otto Erich Schmidt: Bei Zechs Gedichten „Die Eiserne Brücke" hat man immer wieder die Empfindung: „Das kenne ich ja; sind diese Gedichte nicht die innigsten, uns allen bekannten Gefühle in die einfachste, darum schönste Form gebracht?" Bei Gedichten, wie „Das verlassene Vaterhaus" und „Lieber Juli" wird es uns warm ums Herz. Wir danken es Zech, daß er die wahre Aufgabe des Dichters erkannte, Saiten in uns anzuschlagen, deren Klang uns eine Weihestunde bereitete.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

J. J. VRIESLANDER
ROSE MIRLITON

20 Zeichnungen in Mappe

Einmalige Auflage von 1050 Exemplaren, von denen Nr. 1—50, auf Kaiserl. Japan und vom Autor signiert, in Ganzpergamentmappe M 30.— kosten, Nr. 51—1050 in Mappe M 15.—

Vrieslander bringt das Psychische in der darstellenden Kunst wieder zu Ehren. Die Frömmigkeit und der naive Ernst der Gothiker, die lebensfreudige Sinnlichkeit des ancien régime wirken in ihm. Sie lassen ihn die materialistische Veräußerlichung unserer Übergangszeit überspringen, und schaffen in ihm den Anfang einer zeitgemäßen und innerlichen Kunst. Sein neuestes Werk ist erfüllt von einer Feinheit, Grazilität und einer filigranhaften Zartheit, wie sie noch keins seiner früheren Werke aufweisen kann.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

NEUE FRANZÖSISCHE MALEREI

Ausgewählt von Hans Arp / Eingeleitet von L. H. Neitzel
Gebunden M 2.50

Das Buch versucht einen Querschnitt des wesentlichsten nachimpressionistischen malerischen Kunstschaffens, wie es sich in Frankreich spiegelt, zu geben, mit wissendem Auge die Jetztzeit schon historisch zu fassen, wirkende, lebende Künstler als geschlossene Glieder der Entwicklungsgeschichte einzureihen. — Von Hans Arp ausgelesene Reproduktionen charakteristischer Werke von Rousseau, Matisse, van Dongen, Dérain und Picasso gebieten ein klares Bild der neuen Malerei, welcher L. H. Neitzel in einem Geleitwort ruhige Betrachtungen widmet, die gleichzeitig dem Leser das Verständnis der neuen Malerei erschließen werden.

HOHENZOLLERN-
KUNSTGEWERBE-
HAUS
FRIEDMANN u. WEBER
BERLIN · W ·

KUNSTGEWERBE
WOHNUNGSEINRICHTUN-
GEN u. ANTIQUITÄTEN.

POESCHEL & TREPTE
BUCHDRUCKEREI
SEEBURGSTRASSE 57
LEIPZIG

GEBR. FRIEDLÄNDER

Hofjuweliere Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit des Kronprinzen, Ihrer Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinzessin

BERLIN W.

4a, UNTER DEN LINDEN

GEGRÜNDET 1829

JUWELEN, PERLEN,
GOLD- u. SILBERWAREN

ADOLF SCHUSTERMANN

ZEITUNGSNACHRICHTEN-BUREAU

BERLIN SO. 16, RUNGESTR. 25/27, SPREEPALAST

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel u. Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- u. Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. -Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. — Prosp. gratis.

HUGO HELLER & CIE., LEIPZIG UND WIEN I. BAUERNMARKT 3

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften

herausgegeben von PROF. SIGM. FREUD

Schriftleitung: Dr. OTTO RANK und HANS SACHS

Jährlich 6 Hefte bei 36 Bogen stark. M 15.– = K 18.–

Probehefte gern zur Ansicht durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

H F. JÜTTE · LEIPZIG

Graphische Kunstanstalt · Carolinenstr. 15 · Fernruf 1674 u. 1682

ABTEILUNG CHEMIGRAPHIE

Autotypien · Strichätzungen · Dreifarbendrucke · Galvanos

ABTEILUNG LITOGRAPHIE

Moderne Plakate · Musterblätter · Geograph. Arbeiten · Photholithographie

TIEFDRUCK

GEBRÜDER DIETRICH

GRAPHISCHE KUNSTANSTALT UND KUNSTDRUCKEREI

Herstellung aller Arten Klischees in erstklassigster Ausführung.

SPEZIALITÄT: Drei- und Vierfarben-Klischees.

Feinster Drei- und Vier-Farbendruck.

ALLEINVERTRIEB:

LUDWIG & MERTENS

LEIPZIG

Zeitungs-ausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschrift., Finanziers, Großindustrielle, Behörden usw. usw.** das bestorganisierte Bureau **sofort nach Erscheinen**

Klose & Seidel

Bureau f. Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO. 43,

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis! Erste Referenzen!

Verlag von Georg Merseburger in Leipzig

Alexander L. Kiellands Gesammelte Werke

Übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie

Herausgegeben und durchgesehen vom Verfasser

Buchzeichnungen von A. Andresen, R. Carl, M. Loose. H. Schittenhelm, A. Sommer

Inhalt:

Band I: Garman & Worse. a) Schiffer Worse, b) Garman & Worse. Zwei Romane. Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band II: Novellen, Novelletten, Schnee, Else. Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band III: Abraham Lövdahl. a) Gift, b) Fortuna, c) Johannisfest. Drei Romane. Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band IV: Arbeiter. a) Arbeiter, b) Jakob. Zwei Romane. Brosch. M 5.–, geb. M 6.–

Band V: Rings um Napoleon . . . . . Brosch. M 6.–, geb. M 7.–

Nachlese: Menschen und Tiere. Skizzen und Studien. Brosch. M 3.–, geb. M 4.–

Alle Bände sind auch einzeln zu haben. Einzelne 6 Bände geb. M 35.–

Gesamtpreis für alle sechs Bände in eleganter Kassette, geb. M 30.,– ohne Kassette geh. M 25.–

Einzel-Ausgaben:

Rings um Napoleon. XIII. bis XV. Tausend . .	brosch. M 6.–, geb. M 7.– in 2 Bände geb. M 8.–
Schiffer Worse. Roman. 2. Auflage	brosch. M 2.25, geb. M 3.–
Garman & Worse. Roman. 2. Auflage	brosch. M 3.–, geb. M 3.75
Novellen, Novelletten, Schnee, Else	brosch. M 5.–, geb. M 6.–
Gift. Roman	brosch. M 2.–, geb. M 2.75
Fortuna. Roman	brosch. M 2.–, geb. M 2.75
Johannisfest. Roman	brosch. M 1.50, geb. M 2.25
Arbeiter. Roman	brosch. M 2.75, geb. M 3.50
Jakob. Roman	brosch. M 2.75, geb. M 3.–
Menschen und Tiere. Skizzen und Studien . . .	brosch. M 3.–, geb. M 4.–

Geschichten aus Weihertal

Nach japanischen Bildern erzählt von Dr. Heinrich Lhotzky · Karton. M 5.—

W. Drugulin Verlag · Leipzig

Victoria zu Berlin

*Lebens-Versicherungsbestand: Über 2 Milliarden und 293 Millionen Mark * Gesamt-Vermögen über 948 Millionen Mark * Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1912: 194 Millionen Mark * Für 1912 erhalten die Versicherten 36,064,060 Mark Überschuss als Dividende.*

Die Victoria betreibt:

1. Die Lebens-Versicherung

Die Versicherungs-Bedingungen sind bei keiner Gesellschaft günstiger. Die Versicherungen sind nach einem Jahre unanfechtbar und nach 3 Jahren unverfallbar. Sie gelten für die ganze Erde und auch ohne Sonderprämie für den Kriegsfall. Die Versicherten werden in der allerumfassendsten Weise am Geschäftsgewinn beteiligt.

2. Die Unfall-Versicherung

Mit und ohne Gewinnbeteiligung, mit und ohne Prämienrückgewähr. Bei den Versicherungen mit Prämienrückgewähr wird die gezahlte Prämie nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren oder bei früherem Tode voll zurückgezahlt, wenn auch vorher Unfall-Entschädigungen gezahlt wurden. Für Erwachsene und Kinder.

3. Die Lebenslängliche Eisenbahn- und Dampfschiff-Unglück-Versicherung

Die Versicherung gilt für alle Eisenbahnen und Straßenbahnen der Erde und für alle Personendampfer der europäischen Meere, Seen und Flüsse und zwar für die ganze Lebenszeit des Versicherten. Es ist nur eine Jahresprämie zu zahlen, die in Wochenbeiträgen entrichtet werden kann.

4. Die Volks-Versicherung

Sie ist Lebensversicherung gegen Wochenbeiträge. Die Aufnahme erfolgt ohne ärztliche Untersuchung. Die Victoria hat hierin das größte Geschäft. Sie versichert Erwachsene und Kinder.

5. Die Haftpflicht-Versicherung

für Automobile, Private und sämtliche Berufe

Die Tochtergesellschaft
„Victoria, Feuerversicherungs-Aktien-Gesellschaft" betreibt:

1. Die Feuer-Versicherung / 2. Die Versicherung gegen Mietverluste infolge von Brand, Blitzschlag oder Explosion.

3. Die Einbruchdiebstahl-Versicherung

Anfragen sind unter Bezugnahme auf dieses Blatt zu richten an das

Zweigbureau der Victoria, Berlin, Friedrichstrasse 200